Vom Arbeiter zum Astronomen

Bruno Hans Bürgel

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR
MANFRED F. BUKOFZER
1910–1955

Digitized by Google

Vom Arbeiter
zum Millionär
Bruno H. Bürgel

Digitized by Google

Vom Arbeiter zum Astronomen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Arbeiter zum Astronomen

Die Lebensgeschichte eines Arbeiters

von

Bruno H. Bürgel

Dritte Auflage

Im Verlag Allstein, Berlin
1921

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by Ullstein, Berlin

GIFT

QB36
B9A3
1921

Motto:

„Sagen Sie ihm,
Daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung haben, wenn er Mann sein wird
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz —
— — — — — — — Daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert."

(Marquis Posa im „Don Carlos")

Digitized by Google

Vorwort

Nachdem vor einer Reihe von Jahren wohlmeinende Freunde bereits in angesehenen Blättern meinen nicht ganz ungewöhnlichen Lebensgang zur Darstellung brachten, trete ich nun selbst, vielen Anregungen folgend, mit einer ausführlichen biographischen Veröffentlichung in die heute besonders bunte und stürmische Arena des Tages.

Ich tue es, weil mir die Zeit, mit ihren gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Kämpfen, die auf breiter Front ausgefochten werden, geeignet erscheint, den Aufstieg eines Arbeiters zu schildern.

Dabei gehe ich weniger darauf aus, für ein Einzelschicksal Interesse zu erwecken (denn was ist in diesen Zeiten der Völkerkatastrophen der Einzelne!), als allgemein Menschliches zur Darstellung zu bringen. Vielleicht kann das Buch mit zur besseren gegenseitigen Würdigung, zur Versöhnung der verschiedenen Bevölkerungsschichten beitragen! Hätten sich die Völker besser gekannt, der Weltkrieg wäre wahrscheinlich nicht entbrannt. — Viele Gegensätze würden sich mildern, der politische Kampf könnte mit würdigeren Mitteln ausgefochten werden, wenn die einzelnen Kreise unsres

Volkes sich mit weniger Vorurteilen, mit tieferem Verständnis betrachten würden.

Wer aber — wie ich — aus der Tiefe aufstieg, sich vom Proletarierkinde, vom Fabrikarbeiter hinaufentwickelte, unter Arbeitern, unter Gelehrten, unter Künstlern, unter gemeinen Soldaten und unter Offizieren lebte, — wer unter Ärmsten und Wohlhabenden, unter Ungebildeten und Gebildeten sich bewegte, darf vielleicht berufen sein, vorurteilsfreier die Dinge zu sehen und zu beurteilen, soweit ein Mensch überhaupt vorurteilsfrei sein kann.

So will ich — indem ich meinen Lebensweg schildere — den gehobenen Gesellschaftsschichten zeigen, wie die Welt von d e m beurteilt wird, der gezwungen ist, sie aus dem Fenster einer dumpfen Kellerwohnung des Hinterhauses zu betrachten, will zeigen, wie der junge Arbeiter zum Sozialismus kommt, wie er fühlt, wie er handelt. — — Meinen proletarischen Brüdern aber will ich sagen, daß die bürgerliche Welt denn doch nicht ganz so aussieht, wie man sich das als Arbeiter vorstellt, daß der Mann im bessern Rock vielfach auch nur ein schwer Kämpfender ist, dem Arbeiter vielfach geradezu untergeordnet in seiner Lebenshaltung! —

Unbekümmert um Tadel, will ich auf Schäden hüben und drüben der sozialen Schützengräben hinweisen, auf die Gefahr hin, den Unentwegten als ein schlechter Sozialist zu gelten. —

„Was ist Wahrheit?“ fragt schmerzlich lächelnd der Philosoph! Von der primitiven Weltauffassung der Radikalinskis links und rechts, denen die Welt so einfach

erſcheint wie eine Nuß, die man — kracks! — mit dem Hammer auseinander ſchlägt, bin ich heute ſchon weit entfernt. Was ich hier als Lebenseindrücke und -erfahrungen niederſchreibe, kommt aus ehrlichem Herzen. Man braucht ſich meiner Weltauffaſſung nicht anzuſchließen, aber man ſoll ſie achten! —

Neubabelsberg bei Potsdam
im Sommer 1919

Bruno H. Bürgel

Digitized by Google

Aus der Jugendzeit

Das Haus, in dem ich den größten Teil meiner Jugendzeit verbrachte, stand in einem nördlichen Vorort von Berlin, der damals noch ein großes Dorf war, in dessen Ausläufern sich die letzten Reste einer Bauernschaft gegen die in immer größeren Massen siegreich vordringenden Arbeiterbataillone der nahen Großstadt aussichtslos wehrten. Die rasche Entwicklung Berlins und all seiner Vororte hat es mit sich gebracht, daß der frühere, so anmutige ländliche Charakter dieser Arbeiterdörfer heute fast ganz verschwunden ist, und mit ihm weite Felder und Wiesen, schöne alte Waldstücke und baumbestandene Alleen. Das ist außerordentlich schade, und mit einer stillen Wehmut steht man heute vor den gräßlichen Wohnkästen der Mietskasernen, wo früher einfache ländliche Häuschen mit kleinen Gärten zwischen Feldern und Wiesen lagen und dem Arbeiter, der aus der staubigen Fabrik heimkam, ein wenig Freude, ein wenig Sonne, ein wenig Gottesnatur schenkten.

Das Haus, in dem meine Eltern wohnten, hatte den Spitznamen „das graue Elend“. Es sah allerdings grau und armselig aus, und graue und armselige Leute wohnten darinnen, aber die weiten Felder, das Rosengärtchen vorn, das etwas verwilderte Gemüsegärtchen

hinten gaben ihm dennoch etwas Freundliches, vor allem wenn die Sonne ſchien, die ja mit ſo manchem Elend verſöhnt. Und viel Elend war ringsum; das merkte ich ſchon als Kind, ohne es tiefer zu verſtehen.

Meine wirklichen Eltern waren früh geſtorben. Ich entſinne mich ihrer nicht mehr, und meine Pflegeeltern, einfache Handwerkersleute von jener vormärzlichen, biederen, grundehrlichen Art, die heute ausſtirbt, betreuten mich ſo ſorgfältig, daß ich die eigentlichen Eltern nie vermißt habe, ja erſt kurz vor meiner Schulentlaſſung erfuhr, daß ich eine Waiſe ſei. Ich kann nicht ſagen, daß es mich ſonderlich erregte, ein Zeichen dafür, daß das Kind diejenigen ſeine Eltern nennt, die es umſorgen. Erſt als reifer Mann dachte ich ernſter über das Schickſal jener Menſchen nach, denen ich das Leben danke.

Aus meiner frühen Jugendzeit (ich bin 1875 in Berlin geboren) ſind mir irgendwelche beachtenswerte Erlebniſſe nicht im Gedächtnis haften geblieben, abgeſehen von einigen kleinen Erinnerungen, die ganz ſchwach aus der Urſchicht des Gehirns hervortreten, wie verblaßte Bleiſtiftnotizen im Tagebuche eines längſt Verſchollenen. —— Meine Eltern wohnten damals in den billigen, dem Stadtzentrum naheliegenden Quartieren des ſogenannten „Scheunenviertels“, das heute, weil es immer mehr zu einem Sammelpunkt nicht gerade angenehmer Zeitgenoſſen wurde, der Spitzhacke weichen mußte. Damals aber ſtanden dort wirklich noch ein paar uralte Scheunen. Das moderne, großſtädtiſche, haſtige, ungemütliche Berlin wurde zu jener Zeit erſt, und jene frühen Erinnerungen beziehen ſich auf alle Dinge, die uns heute

unendlich fern erscheinen und doch erst knapp vierzig Jahre zurückliegen. Alte Rüstern und Akazien standen da bei den Scheunen, die schwarz und düster aufragten. In den hohen Bäumen sangen in den nicht von Autos und Straßenbahnen durchtobten Gassen die Vögel so frisch und hell, und wir Kinder spielten unter diesen Bäumen. — — — Ganz deutlich erinnere ich mich, wie mich mein Vater auf den Arm nahm und mir den ersten Stadtbahnzug zeigte, der prustend die Halle am Alexanderplatz verließ. Aus einer Chronik ersehe ich, daß das im Februar 1882 gewesen sein muß. Die Straßen waren voll Fahnen, und große Menschenmassen bewunderten das Ereignis. Wie fern, wie fern erscheint all das, und wie wenig Zeit ist's doch in Wahrheit; ein Zeichen dafür, wie rasend schnell sich Berlin entwickelte. — Da war auch eine Brücke, über die man nur gehen durfte, wenn man fünf Pfennige zahlte, und ich erinnere mich, daß ich heulend entfloh, als ein bärbeißiger Wärter uns Kindern den Zugang verwehrte. Da waren ferner noch überall in den Straßen ringsum ungeheure „Rinnsteine", tiefe, gemauerte Gräben am Rande des Bürgersteiges, in denen eine nicht nach Ambra duftende trübe Flüssigkeit dahinglitt, und die zu reißenden Bächen wurden, wenn starke Regenstürze über die Stadt niedergingen. Ein Kind konnte bequem in diesen Rinnsteinen ertrinken, und so mancher Kneipbruder kam in diesen Fluten nächtlicher Stunde wieder aus dem Rosenrot seiner Illusionen zum eintönigen Grau der Alltäglichkeit. — Da bimmelten noch winzige Pferdebahnen mit einem Pferdchen durch die zur Hochsommerszeit schläfrig-stillen Straßen, und

als die Leipziger Straße als erste um 1882 elektrische Bogenlampen erhielt, eilte ganz Berlin herbei, um die ungeheure Lichtfülle zu bestaunen. Kam man dann in die Nebenstraßen zurück, in denen noch der armselige, rötlichgelbe „Fischschwanz"-Gasbrenner die Nacht zu erhellen vorgab, so hatte man den Eindruck, in einen Keller geraten zu sein, in dem eine Ölfunzel blakte. — „Das ist noch gar nichts," — pflegte dann mein Vater zu sagen — „ich habe noch als Junge erlebt, wie das Beleuchtungsgas in Ledersäcken von der Englischen Gasanstalt zum Königlichen Opernhaus getragen wurde!" — — —

Mein Stiefvater hatte dasselbe Handwerk wie der heilige Crispinus, nur mit dem Unterschiede, daß er das Leder nicht stahl, dafür aber seine Schuhe auch nicht verschenkte. Er war zu jener Zeit, als wir im „Grauen Elend" wohnten, schon ein alter Mann. Noch rüstig, wie alle jene alten Leute, die aus der kernigeren Generation stammen, die noch den ersten Eisenbahnzug staunend bewundern konnte, wurde es ihm doch recht sauer, in seinen Jahren noch von früh bis spät auf dem Schusterschemel zu hocken und zu arbeiten, um das Nötige zum Lebensunterhalt heranzuschaffen. Ich erinnere mich, hierüber die ersten, natürlich noch kindlichen, sozialen Betrachtungen angestellt zu haben. Ich sagte mir, die Welt müsse doch recht ungerecht verwaltet sein, wenn dieser alte Mann, der von seinem 14. bis zu seinem 60. Jahre rechtschaffen gearbeitet, nun mit krummem Rücken und trüben Augen noch sitzen müsse und sich abrackern, während ich auf Schulausflügen nach dem Zeughause in Berlin überall Unter den Linden elegante junge Menschen

ſah, die fröhlich waren im Nichtstun. Irgend etwas ſtimmte da nicht überein mit den hübſchen Moralgeſchichten in meinem Schulleſebuche! — — — Ich glaube, daß alle Arbeiterkinder aus ähnlichen erſten Vergleichen der Armſeligkeit daheim mit allerlei Luxus draußen zum Sozialismus kommen. — — —

Der alte Mann war, wie viele Zunftgenoſſen des Hans Sachs, in ſeiner Art ein kleiner Philoſoph und für einen einfachen Mann recht gut beleſen. Von ſeinen geſchichtlichen Erzählungen habe ich als Junge viel gelernt. Insbeſondere ſchwärmte er für Napoleon den Erſten, und den Rückzug über die Bereſina wußte er ſo farbig zu ſchildern, als ob er dabei geweſen. Wenn ich noch hinzufüge, daß der gute alte Mann zwei Steckenpferde hatte, nämlich ſeinen Geſangverein und eine Kanarienvögelzucht, wegen der es zuweilen zu kleinen Gefechten mit der auf Ordnung haltenden Mutter kam, ſo iſt der vortreffliche Vater in flüchtigen Strichen ſkizziert.

Sein Werktiſch hatte eine gewaltige Anziehungskraft für mich. Vor allem wegen der alle Dinge ſo ſeltſam vergrößernden, einen magiſchen Schein verbreitenden Schuſterkugel, dann aber auch wegen eines großen Magneten, der da lag, und mit dem der Vater aus dem Wirrwarr der Holzſpeile, Lederſpäne und Glasſtückchen die eiſernen Sohlennägel herausklaubte. Der gute Alte las für ſein Leben gern, und da das nun während der Arbeit nicht anging, ſo mußte ich ihm als Junge vielfach vorleſen, was mir wenig Spaß machte. Eines ſeiner Lieblingsbücher behandelte die Geſchichte des ſpaniſchen Thronprätendenten Don Carlos und die berüchtigten

Carliſten-Unruhen, die in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Spanien und Europa in Atem hielten. — Mich intereſſierte die ganze Sache verdammt wenig, und ich habe beim ewigen Vorleſen aus der furchtbar dicken Schwarte den gegneriſchen Generalen herzlich Glück gewünſcht zu ihren Unternehmungen gegen den edlen Don, denn bei dieſer Gelegenheit kamen meine in der Schule erlernten Leſekünſte derart ſcharf unter die Lupe, daß mitten in die wildeſten Revolutionsgefechte der Carliſten dann und wann auch auf mich ein ſchneller Seitenhieb niederging. Immerhin ging es mit den Spaniern noch an, wirklich ſchrecklich waren dagegen die Zeitungsromane, in denen zwei Leute, die ich damals nur für irrſinnig halten konnte, ſich fortwährend Worte ins Ohr flüſterten, deren Bedeutung mir freilich erſt zwanzig Jahre ſpäter klar wurde, als ich ſelbſt ſo etwas Ähnliches flüſterte! — — —

Die hauptſächlichſten Jugend- und Schuljahre verbrachte ich in dem erwähnten dörflichen Vorort, und trotzdem das dort Gebotene über Rechnen, Leſen und Schreiben nicht viel hinausging, war ich anfangs doch ein miſerabler Schüler; ſtets verſonnen und zerſtreut.

Im übrigen erſchien mir das alles höchſt unnötig. Ich hatte einmal in dem herumziehenden kleinen Zirkus, der in unſerm Orte ſeine Zelte aufgeſchlagen, einen Jongleur geſehen, angetan mit herrlichem hellblauem Trikot und Silberflittern, der glänzende Kugeln zu Dutzenden in der Luft herumwirbelte und drei brennende Petroleumlampen auf dem Kopfe balancierte, und ſeitdem ſtand es in mir feſt, daß ich Jongleur werden wollte.

Mir schien, daß man das auch ohne das große Einmaleins und Schönschreibekünste fertig bekommen könnte. Meine ersten dahin gehenden Versuche in Mutters Küche, angestellt mit einigen Tellern und Bällen, endeten mit einem Scherbenhaufen, einer Tracht Prügel und einer Heulerei. So wurde mir das blaue Trikot mit den Silberflittern verleidet. Ich versuchte es von nun an mit dem Einmaleins und dem Lesebuch, und siehe da, es ging so gut, daß ich in Kürze nicht nur das Versäumte nachholte, sondern auch nach und nach einer der besten Schüler der Schule wurde, für den um ein Stipendium nachgesucht werden sollte.

Zu jener Zeit, etwa in meinem zwölften oder dreizehnten Jahre, keimte in meinem Hirn ein Gedanke aus dem Unbewußten auf, der für mein ganzes Leben richtunggebend wurde und meinen Lebenslauf bestimmte. Es dürfte für den Psychologen interessant sein, wie jener Gedanke in dem Arbeiterkinde zum Bewußtsein kam. Mir selbst ist das ewig ein Rätsel geblieben, es sei denn, daß man ganz unkontrollierbare Vererbungshypothesen heranziehen will. Obgleich ich bestimmt in der Schule niemals ein Wort über astronomische Dinge hörte, entwickelte sich ganz plötzlich in mir eine wahre Sehnsucht nach dem gestirnten Himmel. Weit um unser Haus herum lagen die zwar nicht sehr dekorativen, aber praktischen Kartoffel- und Rübenfelder, und der Blick ins Weite und zum Himmel war ungehemmt. Da lag ich denn an Sommerabenden oft einsam auf dem Felde und starrte stundenlang die zarte Sichel des Mondes, die flimmernden Sterne an, die aus der Unendlichkeit

herniedergrüßen zu dem kleinen Erdenrund. Es machte mir das ein nicht zu beschreibendes Vergnügen, eine stille Freude, von der niemand wußte, und in der mich auch niemand störte. Sie brachte mich aber bei meinen gleichalterigen Kameraden doch etwas in den Ruf eines Sonderlings, mit dem es wohl nicht so ganz richtig sein müsse. Nur einer der größeren Jungen gesellte sich dann und wann zu mir. Er war etwas verwachsen, in seinem Elternhause war die bitterste Not zu Gaste, der Vater war Funktionär der sozialistischen Partei und wurde — es herrschte ja damals noch das berüchtigte Sozialistengesetz — fortwährend von der Polizei schikaniert. — Jener Junge war ungemein ernst und frühreif. Er war der geborene Revolutionär und las alle Parteischriften seines Vaters. Er lag viele Abende neben mir im Grase und erzählte von Kapital und Armut, von Freiheit und Unterdrückung und von einer kommenden, großen Zeit des arbeitenden Volkes. Ich sah still in die Sterne, und seine und meine Gedanken kristallisierten sich in meinem Kopfe zu einer gefühlsmäßigen Erkenntnis: Die Welt des Menschen ist traurig und voll Not und Ungerechtigkeit. Die Natur, die unendlichen Sterne sind das Große, das Schöne, das Wahre. Und langsam bohrte sich in meinem Kinderkopf der Gedanke fest: Du willst all dem Kleinen, das die Menschen machen, möglichst aus dem Wege gehen und willst „die Sterne studieren", herausbekommen, was es mit ihnen ist. —

So war ich mit dreizehn Jahren ein Träumer und ein Revolutionär, aber das alles lag noch in den Keimblättern, war noch ein leichter Hauch auf der Tafel des

Gehirns, und ich berichte es nur, weil es mir interessant erscheint, diese ersten Regungen des Werdenden festzuhalten, denn was ich damals träumte, bin ich geblieben, wenn auch alles sich unendlich komplizierte. Das ist verständlich. Seltsam dagegen bleibt es, daß in einem Jungen, der niemals auf die Sterne aufmerksam gemacht wurde und den Begriff „Himmelskunde“ nicht einmal dem Namen nach kannte, der Entschluß entsteht, ein Astronom zu werden.

Das alles wurde erst klar und gewann Gestalt, als ein seltsamer Mensch in meinen Gesichtskreis trat. In die kleinste und kümmerlichste Wohnung des „Grauen Elends“ zog ein Mieter, der so recht in dieses Zillesche Armeleute-Milieu paßte, und dennoch kam er aus einer anderen Welt. Auf einem Hundefuhrwerk kam kümmerlichster Hausrat an, ein blasses junges Weib mit einem kleinen hübschen Knaben auf dem Arm schritt hinterdrein und dann kam der Mann. Eine seltsame Figur! Dieser Mann war früher Lehrer für Mathematik an einer kaiserlichen Marineschule gewesen, war versumpft, später noch da und dort als Geometer tätig, noch mehr gesunken, und kämpfte nun wie ein Ertrinkender um die paar Groschen für sich und seine Familie. Er gab da und dort mal eine Privatstunde, machte schriftliche Eingaben für die Arbeiter ringsum, verdiente aber in der Hauptsache seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er in armseligen Schnapskneipen abends ein Stündchen Klavier spielte. Herr Lucius — so will ich ihn nennen — trug stets einen Bratenrock, der eine Landkarte von Flecken zeigte und viel zu kurz war, so daß die schmutzigen Röllchen fast in

ihrer ganzen Länge ſichtbar wurden und die blinden Meſſingknöpfe ſehen ließen. Die Hoſen waren ausgefranſt, die Stiefel ſchadhaft, der ſchwarze Kneifer mit zerbrochenem Bügel war mit Zwirnsfaden zuſammengeflickt und fiel unabläſſig an der ſchwarzen Schnur nieder. Sommer und Winter ging Herr Lucius ohne Überzieher, denn er beſaß dieſen Wärmeſpender nicht, aber ſtolz und aufrecht ging er daher, und trotz allen Elends ſah auch der Ungebildetſte, daß dieſer Mann da mit dem vornehmen Geſicht, dem artigen Gruß, den gewählten Umgangsformen ein hochgebildeter, entgleiſter Menſch war. Es war ein Genuß, dieſen Mann ſprechen zu hören. Er ſprach drei, vier Sprachen, hielt ſich zwar vollkommen zurück, war aber, wenn er einmal jemand anredete, auch zu dem kleinſten Arbeiter von einer weltmänniſchen Höflichkeit. Mir hat dieſer Mann unendlich leid getan. Er lag — um mit Wilhelm Raabe zu ſprechen — auf dem Schübderump der Geſellſchaft. Wer weiß weshalb und durch weſſen Schuld! Wie oft brannte im Winter kein Feuer in ſeinem Stübchen, und die dicke Eiskruſte bildete die einzige Gardine am Fenſter. Ich war ordentlich glücklich, daß meine guten Alten einſt in einer beſonders ſchwierigen Situation dem Manne mit ein paar Talern beiſpringen konnten, die er dann auch, wenngleich mit langer Friſt, zurückzahlte. Es hat mich häufig peinlich berührt, daß gerade der Arme den Armen noch höhnt, obgleich er das meiſte Verſtändnis für fremdes Leid haben ſollte. Jenen Mann nannte man weit und breit den „Franſen-Profeſſor“ (wegen ſeiner ausgefranſten Kleider), und ſo manchesmal habe ich

Bauarbeiter allerlei Unverschämtheiten hinter ihm her brüllen hören. Es ist merkwürdig, daß der Gebildete, selbst wenn er selber viel elender ist als der Arbeiter, der ihn verhöhnt, in gewissen Kreisen Insulten ausgesetzt ist. Offen gestanden habe ich diese Handlungsweise immer weder sozial noch demokratisch finden können. — Aber auch hier wird die neue Zeit mit den besseren Bildungsmöglichkeiten für alle unsere Volksgenossen aufklärend wirken. —

Eines Tages stand in der Zeitung, daß eine Mondfinsternis zu beobachten sei. Sie war das erste astronomische Ereignis, dessen ich mir bewußt wurde, und erregte mein Interesse und meine Phantasie ungemein. Wie sich die silberne Scheibe langsam verfinsterte, wie sie schließlich in einem merkwürdigen bräunlichen, stumpfen Licht fast gespenstisch am Firmament hing, das alles erregte meinen Wissensdrang. Und plötzlich stand jener Herr Lucius neben mir. Er wollte ausgehen, und als er mich in Betrachtung des Mondes sah, fragte er, ob ich denn nun wisse, wie so eine Finsternis zustandekomme, und weshalb der Mond dabei rötlich schimmere usw. usw. Natürlich wußte ich all das nicht, und der ehemalige Lehrer an der Marineschule hielt mir nun darüber einen lichtvollen Vortrag, der mit einem Male tausend Fragen klärte und Zweifel löste, die sich bei der Betrachtung der Sterne in meinem Hirn gebildet.

Von diesem Tage an wurde die mehr ästhetische Bewunderung des gestirnten Himmels abgelöst durch eine wissenschaftliche. An Stelle des Träumens trat der Wunsch zu begreifen, zu lernen, und ich kann wohl

ſagen, daß der armſelige „Franſen-Profeſſor“ bedeutend daran mitſchuldig iſt, wenn aus dem Arbeiterkinde und ſpäteren Fabrikarbeiter ein Sterngucker und aſtronomiſcher Schriftſteller geworden iſt. An Rüben und Kartoffeln, die er mir auf dem Felde zerſchnitt zu Kugeln, Kegeln, Würfeln, Prismen, lehrte mich der ſeltſame Mann die Anfangsgründe mathematiſcher Forſchung kennen, und langſam erzeugte er in meinem Gehirn ſo etwas wie ein kosmiſches Weltbild. Langſam empfand ich, was Schiller mit den Worten ausdrückt:

„Eh vor des Denkers Hirn der kühne
Begriff des ewigen Raumes ſtand,
Wer blickt hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend ſchon empfand!“

Aber um ſo mehr auch empfand ich die ganze Armſeligkeit um mich her. In meinem Jungenhirn wirbelten tauſend Widerſprüche! Wie kam es, daß dieſer gelehrte Lucius, deſſen Kopf ſo große und erhabene Gedanken barg und ſo weltweites Wiſſen, in Lumpen herumlief und den Leuten ein Geſpött war, während der dicke, unangenehme Viehhändler nebenan, der kaum ſeinen Namen ſchreiben konnte und dabei doch all den armen Leuten grob und flegelhaft gegenübertrat, ſchwerreich war und protzig zum Trabrennen fuhr, mit fürchterlich pomadiſierter Sonntagstolle! — Wie kam es, daß die gelehrten Leute ſoviel kluge und ſchöne Gedanken über die Kleinheit der Erde und die Unendlichkeit des Univerſums und die Vergänglichkeit der kleinen Menſchenwelt produzierten und doch die Welt voller Ungerechtigkeiten und Unſinnigkeiten war, wie ſie mein Freund, der inzwiſchen

schon in einer Fabrik als Arbeitsbursche eingetreten war, mir täglich aus Geschichte und Gegenwart schilderte! — Widersprüche um Widersprüche, überall. —

Bis in jene Zeit ging es mir wie Karl Moor in Schillers „Räubern“: „Es gab eine Zeit, da ich nicht einschlafen konnte, wenn ich nicht mein Nachtgebet gesprochen . . .“ Auch hier stellten sich jetzt Zweifel über Zweifel ein! Die Sterne sagten etwas anderes als die Bibel, und Christus etwas anderes als die Polizeiverordnungen. Als einmal eine Kirchensteuermahnung bei meinen alten Leuten erschien, die mit Pfändung drohte, wenn nicht innerhalb drei Tagen Zahlung erfolgt sei, hatte ich das Gefühl, daß nichts unchristlicher sein könne als eine solche Pfändung, denn wer nicht zahlen wollte, von dem sollte eine kirchliche Gemeinschaft kein Geld mit Gewalt nehmen, und wer nicht zahlen konnte, durfte ihr erst recht nicht unterliegen. — Einmal geschah folgendes: Im Nachbarhause wohnte ein alter lahmer Korbflechter, dessen einziger Freund und Umgang ein kleiner, auch schon recht betagter Spitz war. Da der Alte die Hundesteuer nicht bezahlen konnte, sollte ihm das Tier genommen werden. Er hing aber an dem Tier, denn er stand ganz allein. Ein Polizeibeamter kam. Der Alte kämpfte um seinen Hund und widersetzte sich der Auslieferung. Der Beamte wandte Gewalt an, der Alte wehrte sich, erhielt eine Kopfwunde und wurde eingesperrt, und da niemand den armen Köter auslösen wollte, so wurde er dem Schinder überwiesen. — Heute, als erwachsener Mann, sehe ich den Vorgang ruhiger an, wenngleich ich auch heute noch der Ansicht bin, daß man

alten, einsamen Leuten einen solchen vierfüßigen Freund, der zumeist treuer ist als zehn zweifüßige und dem Besitzer lieb und wert sein mag, ruhig auch dann lassen soll, wenn sie keine Steuer aufbringen können, — damals aber empörte mich der Vorgang ungeheuer. Ein armer alter Mensch war, als er sich an seinen einzigen Freund klammerte, verwundet worden, ein treues Tier ersäuft, weil der alte Korbflechter die paar Mark Steuer nicht hatte, und eine Anklage und Festsetzung kam noch hinzu. Alles im Namen der Gerechtigkeit! Ich fühlte deutlich, daß die Gerechtigkeit mit der Armut nicht eben viel Umstände macht. Mir erschien sie damals als der Gipfelpunkt des Unrechts und brutaler Gewalt, und vor den Hütern der Gerechtigkeit brachte mir der Vorgang nicht allzuviel Achtung bei. — Ich erwähne das Erlebnis, weil es zeigt, daß sich bereits frühzeitig im Arbeiterkinde durch Beobachtung solcher Ereignisse ein Groll festsetzt, der den Keim gibt zu jenen allen Berlinern als „Blaukoller" und Abneigung gegen die Gerichte bekannten Empfindungen, die in ihrer Verallgemeinerung natürlich unsinnig sind, aber doch nun mal bestehen und zu schweren Unzuträglichkeiten führen oder führten. Hier möchte ich auch auf den großen Unterschied im Ton hinweisen, der auf den Polizeistuben in Arbeitervierteln und in den vornehmeren Bezirken herrscht. Das Sprichwort: „C'est le ton qui fait la musique!" („der Ton macht die Musik!") darf auch dort nicht vergessen werden, wo die Frauen im Umschlagetuch und die Männer in der Bluse erscheinen.

Man sage nicht, daß das Kleinigkeiten sind. Die ganze Welt besteht aus Kleinigkeiten; aus Atomen und

Molekülen setzen sich Weltkörper zusammen, und der sickernde Tropfen und das Spiel des Windes tragen mit der Zeit die größten Gebirge ab. —

So war ich in jenen Zeiten ein kindlicher „Philosoph in der Dachstube", der die Entdeckung machte, daß die große Katze, Leben genannt, nicht nur ein sanftes Fell, sondern auch scharfe Krallen hatte und sie besonders denen wies, die das Unglück hatten, auf der Schattenseite zu wohnen. Ich erinnere mich genau, daß mich eine Angst packte, nun bald die Schule verlassen zu müssen und „in die Welt" zu gehen, und um so inniger befaßte ich mich mit den leuchtenden Sternen. Da und dort, in Zeitung und Kalender, las ich nun wohl schon einen Aufsatz über Sonne, Mond und Kometen. Ich fertigte aus Gips kleine Weltkugeln an und spielte mit ihnen und einem Lichtstumpf Sonnen- und Mondfinsternis und lernte halb unbewußt manches dabei.

Der Tag meiner Schulentlassung rückte näher und näher. Einer meiner Lehrer, der an meinem Schicksal Interesse nahm, sagte mir, daß man den Eindruck hätte, ich sei ein intelligenter Junge und könne es weiter bringen, und wenn meine Eltern damit einverstanden wären, würde man an die vorgesetzte Behörde das Gesuch richten, mir unentgeltlich den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen. — Ich freute mich königlich, denn es schien, als ob der Weg zu den Sternen wirklich aus dem grauen Nebel der Zukunft langsam hervortrat. Ich eilte nach Hause, um meinem Vater die wichtige Neuigkeit mitzuteilen. Irgendwelche Schwierigkeiten schienen mir natürlich nicht zu bestehen. — Wie ich schon

eingangs erwähnte, war der gute alte Mann für seine Verhältnisse nicht ungebildet und hatte auch einen weiten Blick. Während die Mutter auf meine immer wiederholte kindliche Bekundung, daß ich „die Sterne studieren wolle", mit einem bedeutsamen Tippen des Zeigefingers gegen die Stirn antwortete und sich wahrscheinlich eine sehr schnurrige Vorstellung von den Sternen und den Sternguckern machte, begriff der Vater natürlich so ziemlich, um was es sich drehte, und hatte naturgemäß eine viel klarere Vorstellung von diesem Studieren als ich. Er wußte genug von der Welt, um zu ahnen, daß das den Besuch einer hohen Schule, einer Universität usw. voraussetzte, und daß es selbst dann noch — wie er sagte — „eine brotlose Kunst" sei für einen armen Teufel. Ich habe später gesehen, daß der treffliche alte Mann recht damit hatte, denn heute würde mancher Arbeiter ein Gehalt, wie es der junge Astronom bezieht, wenn er nach langen Studien endlich (wenn überhaupt!) Anstellung an einer Sternwarte findet, mit Entrüstung zurückweisen. Einem unserer bedeutendsten deutschen Astronomen — er ist jetzt an einer großen Sternwarte im Norden des Reiches tätig — wurden, nachdem er seinen Doktor gemacht hatte, monatlich fünfundsiebzig Mark Gehalt geboten, als er sich um die Stelle eines Assistenten an der Sternwarte zu X. bewarb. — Leider hat der allergrößte Teil der Arbeiter keine Ahnung von den vielfach traurigen Verhältnissen, unter denen der Kopfarbeiter wirken muß, und die geradezu kindliche Beurteilung der Menschen nach dem Rock, den sie anhaben, ist auch heute noch nicht in der Arbeiterbevölkerung

geschwunden. Wie oft habe ich es später erlebt, daß mich Arbeiter wegen meines besseren Rockes ankrakeelten, die in einer Woche mehr zu verzehren hatten als ich im Monat. Für mich waren sie Kapitalisten, während mein besserer Rock, der für mich genau so ein Arbeitskleid war wie für den Schlosser die blaue Bluse, mich in ihren Augen zum Nichtstuer und Kapitalisten machte! — — — Wie lange noch werden meine Brüder aus dem Arbeiterstande diese den Kopfarbeiter immer wieder verbitternden Kindereien treiben?! —

Der Vater sagte mir, ein gar langer Weg läge vor mir, wenn ich ein Gelehrter werden wolle, und es sei ein Weg der Entbehrung für einen armen Teufel, denn nur reiche Leute könnten fröhliche Studenten sein. Aber ganz abgesehen davon, ginge es dennoch nicht. Nicht nur könne er mir keinen Pfennig geben für Kleidung und Unterhalt, er und die Mutter hätten im Gegenteil damit gerechnet, daß ich meinerseits nunmehr sie unterstütze. Er sei alt und nicht mehr in der Lage, soviel zu verdienen wie nötig sei, und wenn irgendeine Krankheit ihn in seinen Jahren längere Zeit zu feiern zwinge, sei die bitterste Not da. Das Leben sei hart, nur Arbeit, die sofort Geld bringe, könne uns helfen. — — —

Der Erwachsene kann den Schmerz eines Kindes selten begreifen. Der meine war tief und bitter. Ein Sargdeckel schloß sich polternd über ein leuchtendes Feenbild. Der glitzernde Sternenmantel der Himmelsgöttin Urania verschwand hinter der Armut, die alt und kränklich war und die Hand nach Brot ausstreckte.

Ich sah in die zerfurchten Gesichter der alten Leute, und plötzlich verstand ich diese Hieroglyphen, die das Leben da in die einst gewiß auch jungen, rosigen und fröhlichen Antlitze gezeichnet. So sah das Leben aus. Es war ein ewiger Kampf gegen die Sorge, und Kinderphantastereien hatten keinen Platz darin.

Ich tat, was ich mußte, ich entsagte. —

Als junger Arbeiter

In einem Einsegnungsanzug, den die Waisenfürsorge geliefert, trabte ich unter dem grauen Regenschirm des Vaters zur kleinen Kirche. Der Anzug war seltsam altfränkisch. Ein blauschwarzer, langschößiger Bratenrock, etwas zu kurze und sehr weite Unaussprechliche, eine dunkelblaue Tuchmütze und dazu zuckertütenblaue Strümpfe und derbe Militärschnürschuhe. Man hatte den Eindruck, um fünfzig Jahre zurückversetzt zu sein, denn auf Bildern aus dem Jahre 1830 kann man ähnlich gekleidete Knaben finden. Oder sollte schon ein jeder aus der Ferne erkennen, daß da ein armer Waisenknabe käme, und daß er sein Festkleid von der Mildtätigkeit empfangen? Ich war schon damals ein langer, dünner Kerl, an dem nur eine beträchtliche Nase auffiel. Mein Anzug, dem die Mutter noch durch einiges Umarbeiten vergeblich modernere Form zu geben sich bemüht hatte, ließ mich noch mehr unter der Schar der Konfirmanden auffallen, und ich hatte den ganzen Tag das unangenehme Gefühl, daß die Leute mich anstarrten und sich heimlich zuflüsterten: „Sieh da, er ist von der Armendirektion eingekleidet worden!“

Auch sonst war der Tag reich an Enttäuschungen. Der Pfarrer hatte schon immer vorher darauf aufmerksam

gemacht, daß wir beim Empfang des heiligen Abendmahles recht andächtig und gläubig sein müßten, dann würden wir fühlen, wie der heilige Geist des Christentums über uns kommen würde. Ich hatte allzeit eine lebhafte Phantasie und mag vielleicht irgend etwas Großes, etwas von einem biblischen Wunder erwartet haben, und ich war deshalb seltsam ernüchtert und enttäuscht, als nichts Derartiges sich in mir vollzog, obgleich ich wohl sagen darf, daß ich noch voll kindlichen Glaubens war. Noch eines kam hinzu. In allen möglichen Jubelliedern und Gedichten hatte ich jenes mir ganz unbekannte Getränk „Wein" preisen hören. Ich hatte mir darunter einen wundersüßen Nektar vorgestellt, so etwa ein Gemisch von Honig und Rosenwasser, und war nun geradezu entsetzt, als aus dem Abendmahlskelch über meine Zunge ein Schuß saurer Flüssigkeit glitt, die ich ohne Besinnen für verdünnten Essig gehalten hätte, wenn der gute alte Pfarrer uns nicht darüber aufgeklärt, daß es Wein sei und das Blut bedeute, das der Heiland für uns vergossen. Erst zehn Jahre später, als ich vierundzwanzig Jahre alt war, trank ich zum zweitenmal Wein, und ich glaube, damals söhnte ich mich einigermaßen mit diesem Getränk aus, aber so richtig Wein würdigen lernte ich erst im Weltkriege auf dem Boden der Champagne, wo ich mir als Offizier dann und wann mal ein Fläschchen leisten konnte. —

Irgendwo in Berlin, ich glaube in einem kleinen Theater am Alexanderplatz, gegenüber dem Polizeipräsidium, spielte damals das „Brockmannsche Affentheater", und zur Feier des Tages hatte ich eine Mark

bekommen, um hinzugehen. Da ich noch nie in einem Theater gewesen, so stürmte ich wie im Fieber den weiten Weg nach Berlin, aber siehe da, das Theater war bereits ausverkauft, und verstimmt trabte ich wieder nach Hause. Nur einer köstlichen Sache erinnere ich mich, und das war eine kleine Flasche Parfüm, die ich mir beim Dorfbarbier draußen gekauft, und deren Inhalt ich mir gleich in der ersten Viertelstunde löffelweise auf den vorsintflutlichen Bratenrock gegossen. Ich glaube, die feinsten Parfüms, die ich später in vornehmen Gesellschaften wie Duftgedichte spürte, haben nicht jenen Eindruck auf mich gemacht wie jener Viertelliter Stinkadorius, den mir damals der Barbier für fünfundzwanzig Pfennige überantwortete. — —

So ward aus Morgen und Abend der erste Tag meines Eintrittes ins Leben. Das Spiel war aus, der Ernst begann! —

„Junge!“ — sagte am anderen Tage mein Vater und machte sich einen frischen Pechdraht zurecht — „was willst du nun eigentlich werden?“

Ich wußte es wirklich nicht recht, denn da es mit dem „Studieren der Sterne“ nichts werden konnte, so war mir alles andere ziemlich egal. Der Alte sah mich lange über die Brille hinweg an, und schließlich kam es dann heraus: „Junge, die edle Schusterei nährt noch immer ihren Mann, und wer einen guten Stiefel machen kann für feinere Leute, der kommt noch immer ganz leidlich durch die Welt. Da braucht man sich nicht in Fabriken rumzudrücken, braucht nicht raus in Wind und Wetter, arbeitet nicht außer dem Hause und nach der Dampfpfeife.

Es ist noch immer etwas von der alten Gemütlichkeit des Handwerks in der Schusterei vorhanden, so wie ich das als junger Handwerksbursche Anno 1840 in Blüte mitgemacht. Also, bleibe hier bei uns und lerne die Schusterei!“ —

Und richtig fing ich an, für ein paar Wochen in die Geheimnisse der Pechdrahtbereitung und Holzspeilnagelung einzudringen und wäre vielleicht heute ein ganz zufriedener Knierieminalrat, wenn nicht wieder die Sterne dazwischen gekommen wären. Die alte Sehnsucht ließ mich nicht los, und als eines Tages in einer Buchdruckerei ein Arbeitsbursche gesucht wurde, ging ich kurz entschlossen hin, denn ich glaubte da recht viel lesen und lernen zu können — Gelegenheit, mich fortzubilden. Jeder Papierfetzen, der damals in meine Hände kam, wurde bis zum letzten Buchstaben studiert, und meine größte Trauer war es, daß ich keinen Pfennig Geld hatte, um Bücher kaufen zu können. In der Buchdruckerei glaubte ich mich an den Brüsten der Weisheit. Das traf nun leider nicht in dem gewünschten Maße zu, denn als Farbenreiber und Druckwalzenwäscher kann man kein Alexander von Humboldt werden, und das Lesen der Prospekte, Preislisten, Viehmarktkalender und Maskenballplakate führt auch nicht gerade zum Polyhistor. Aber man kam doch ein wenig in die Welt, und es war auf jeden Fall besser, als daheim ewig auf dem Schusterschemel zu sitzen. Krankheitshalber blieb ich nur kurze Zeit in jener Stellung und war dann nacheinander in einer Schraubenfabrik und in einer Glasflaschenfabrik beschäftigt, doch hielten es meine Kräfte in beiden nicht

aus, besonders nicht in der Glasflaschenfabrik. Der langaufgeschossene, blasse Arbeiterjunge, um den die blaue Bluse schlotterte wie das Tuch am Fahnenstock, kam mit den robusten Gesellen und kräftigen Mädeln nicht mit. Dünne, muskellose Knabenarme und unentwickelte Lungen konnten hier nichts schaffen, und traurig und verängstigt kam ich immer nach zwei, drei Wochen wieder nach Hause, in dem Gefühl, es könne aus mir nichts werden, und ich tauge zu nichts.

Und noch etwas anderes machte mich kopfscheu und bewirkte, daß ich mich in den Fabriken unglücklich und einsam fühlte! Bei uns daheim war es armselig, aber doch auch rechtlich und anständig zugegangen. Mein Umgang mit der Natur, meine Liebe zu geistiger Tätigkeit hatten in mir eine gewisse weltfremde, poetisierende Versonnenheit erzeugt. Ich fiel aus allen Himmeln, als ich diesen gräßlichen Umgangston der Fabriken (wenigstens jener Fabriken) wie einen Sturzbach auf mich eindringen fühlte. Wüste Schimpfereien, bei geringsten Gelegenheiten gegenseitiges Androhen von Tätlichkeiten, unflätiges Benehmen gegen weibliche Arbeiter, das die jüngeren, denen es vielleicht ging wie mir, mit verlegenem Schweigen aufnahmen, das aber von den älteren oft mit nicht minder handgreiflichen Eindeutigkeiten beantwortet wurde, deren Sinn mir erst nach und nach klar wurde, Unsauberkeiten aller Art, das Fehlen jedes ernsteren Gespräches über irgendein verständiges Thema, wüste Kneipereien an Sonnabenden, ein ekelhaftes Brüsten mit schmierigen Weibergeschichten ... das war der Ton, vor allem der jüngeren Arbeiter.

Wer sich diesem rüden Ton, diesen ewigen Schweinigeleien, diesen Sauf(usw.!!)-zügen der Sonnabendabende zu entziehen suchte, nicht mitmachte, wohl gar schüchtern und errötend abseits stand, wurde verhöhnt, wurde zum Hanswurst gestempelt und war „kein Kerl".

Man darf nicht vergessen, daß damals (nämlich vor nunmehr dreißig Jahren) in vieler Beziehung doch wesentlich andere Verhältnisse in Werkstätten und Arbeiterkreisen herrschten als heute. Die großen, saubereren Fabrikbetriebe, die man heute kennt, mit ihren vielen durch Gesetz und private Initiative geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen, Speisesälen, Umkleideräumen, Waschräumen, Bibliotheken usw. waren nur in wenigen Musterwerken vorhanden. Zehn- und zwölfstündige Arbeitszeit ließ dem Arbeiter keine Zeit, sich mit schöngeistigen Dingen zu beschäftigen, und die Entlohnung war vielfach so erbärmlich, daß besonders unter den weiblichen Arbeitern ein sittlicher Tiefstand entstehen mußte. In den Arbeiterquartieren sah es noch viel böser aus als heute. In armseligen, engen Wohnungen hauste alles enggedrängt beieinander, und das Schlafstellenwesen kam hinzu. Wie sollte auf diesem Boden sich ein sittlich unversehrter Nachwuchs entwickeln? Die Fortbildungsschulen bestanden noch nicht, und der Fluch des Sozialistengesetzes drückte auf die wirtschaftlich und politisch aufstrebende Arbeitermasse, so daß die sozialdemokratische Partei, die nachher durch ihre großangelegten, segensreichen Volksbildungsbestrebungen Disziplin und Bildung in die Massen brachte, gelähmt war. Nur dumpfer

Haß glimmte gefährlich unter der Asche, die Bismarck über die rote Glut geschüttet, um sie zu ersticken. —

Es kam etwas wie eine Angst vor der Welt da draußen in mir zum Bewußtsein. Kalt und drohend richtete sie sich vor mir auf, und die fremden Menschen, die nun in meinen Gesichtskreis traten, erschienen mir feindlich. Es kam hinzu, daß ich aus der freien Luft meiner Felder und Wälder in die nach heißem Öl duftenden, von dröhnenden Maschinen und schwirrenden Treibriemen erfüllten Räume der Arbeit kam, deren gewaltige Maschinen sich zermalmend rings aufbauten und meine ganze bisherige Vorstellungswelt zu einem Nichts zusammenpreßten. Von meinen Sternen konnte ich zu diesen neuen Menschen so ganz anderer Art, die mich nun umgaben, nicht sprechen, wagte es gar nicht, und so zog ich mich auf mich zurück, was erst recht ein Fehler war, denn einmal mußte ich mich ja doch der neuen Welt anpassen.

Auch das Weib, das ich bisher eigentlich gar nicht beachtet hatte, oder doch nur unter dem Begriff „Mutter" gesehen, erschien nun in einer noch anderen, rätselhaften Beziehung, über die ich nicht klar werden konnte. Wohl aber merkte ich aus tausend Anspielungen, daß hier ein Geheimnis lag, — ein Grund mehr, alle Begriffe in mir zu verwirren. — Ganz anders war die Welt und waren die Menschen, als die Lehren des Vaterhauses, der Schule, des Pastors sie dargestellt. Man war unbewaffnet in den Kampf des Lebens geschickt worden. — —

Bald aber lernte ich tiefer blicken, und meine Augen von dem Treiben der jugendlichen Arbeiter abwendend, sah ich ein neues, ganz anderes Kampfgelände vor mir,

auf dem harte und ernste Gestalten sich bewegten, denen die Schwere des Lebens den leichten Sinn genommen. Das waren die älteren Arbeiter, in den meisten Fällen Familienväter, mit denen ein so junger Bursche wie ich natürlich nicht näher in Berührung kam. Durchfurchte Gesichter, vielfach verbittert, lasen sie mit Andacht ihr Parteiblatt, diskutierten über die Arbeiterbewegung, über Vorgänge in Versammlungen, und ihre Gesichter flammten auf, ein Hauch von Begeisterung rötete die fahlen Wangen, wenn sie davon sprachen, daß das glimmende Feuer unter der grauen Asche eines Tages auflodern würde in hellen Flammen und die gewaltigen Bataillone sich zusammenschließen würden, um es wahr zu machen, was verstohlen da und dort gesummt wurde: „Der Bahn, der Bahn, der kühnen folgen wir, die uns geführt Lassalle."

Und langsam gewann all das, was mir der kleine verwachsene Jugendfreund da abends auf den Feldern erzählt, vom Leiden der Arbeitermassen und von ihrem Hoffen, Form und Farbe. Langsam begriff ich die körperliche und geistige Not meiner Brüder. Das, was mich an ihnen abstieß, war wie eine Krankheit, die in dieser Umgebung entstehen mußte wie die Malaria in sumpfigen Tropenstrichen. So häßlich und so abstoßend ihr Betragen wirkte, man konnte ihnen daraus ebensowenig einen Vorwurf machen, wie man dem wohlerzogenen Sohn und der tugendsamen Tochter eines vornehmen, begüterten Hauses ein Kompliment dafür machen kann, daß sie sich anständig betragen.

Langsam nur kam, wie gesagt, diese Erkenntnis, und sie war anfangs naturgemäß unreif und unklar, aber ich fühlte, daß jene ernsten Männer mit den harten Mienen, die „in der Bewegung standen", also am Erstarken der Arbeiterpartei wirkten, um die Massen einer besseren Zukunft zuzuführen, auf dem rechten Wege waren. Vielleicht waren die Mittel nicht immer richtig — auch der Feldherr kann nicht immer das moralisch Einwandfreie tun —, aber das Ziel war ein gutes, und hier mitzustreben schien mir selbstverständliche Pflicht eines jeden Arbeiters. Die Welt war schnurrig eingerichtet. Sie bestand aus zwei Häusern. Einer ungeheuren Fabrik mit anschließenden armseligen Baracken und einer schmucken Villa, die abseits davon und durch einen unübersteigbaren Zaun von der Fabrik getrennt in einem grünen Park lag. In der Fabrik arbeiteten neun Zehntel der Menschheit unter kümmerlichen Verhältnissen, um das eine Zehntel in der Villa zu erhalten, ihm die Mittel zum Genuß der Lebensfreuden zu verschaffen. Solange die Leute in der Fabrik jung und gesund waren, half die Freude der Jugend einigermaßen über alle Übel hinweg, wurden sie aber krank, oder begann ihr Haar grau zu werden, dann stand die Sorge drohend auf der Schwelle der Baracke. —

Wie oft hatte ich gehört, daß alte Arbeiter, deren graues Haar auf eine geringere Arbeitsleistung schließen ließ, vergebens auf Anstellung warteten, nun sah ich es gelegentlich selbst, wie man mit bedauerndem Achselzucken die Tür vor ihnen verschloß. Ständig schwebte in Zeiten wirtschaftlicher Stagnation das Fallbeil der

Kündigung über den Köpfen der weniger Leistungsfähigen, jeden Augenblick befähigt, den Existenzfaden durchzuschneiden.

Dumpf murrend schlossen sich die Regimenter der Blusenmänner enger und enger aneinander, die Welt erträglicher zu gestalten. Ein Lichtstrahl fiel aus weiter Ferne in die staubigen Säle der Fabrik, und eine kaum merklich wachsende Wolke stand über der Villa im Park.

Je älter ich wurde, je mehr merkte ich aber auch, daß ein nicht unerheblicher Teil der Arbeiterschaft selbst schuld war an seinem Elend. Ich bin in meinem Leben nie ein Spielverderber gewesen und habe von „Wein, Weib und Gesang" trotz allen Studierens und Philosophierens immer zur rechten Zeit viel gehalten, denn das Leben ist eine ernste Angelegenheit, und man soll seine kleinen und größeren Freuden zur Auffrischung nicht verschmähen. Trotzdem muß ich heute sagen, daß einer der schlimmsten Feinde des Arbeiters der Alkohol ist. Ich halte ihn für wesentlich schlimmer als alle Industriebarone zusammengenommen. Besonders der junge Arbeiter legt einen recht erheblichen Teil seines Einkommens in Vergnügungen an, und hier insbesondere wieder in Alkohol. Am schlimmsten erscheint mir da die kleine Schnapskneipe. Es ist geradezu furchtbar, wieviele kleine Kneipen sich in den Straßen der Arbeiterviertel finden. In einer Straße im Norden Berlins zählte ich einmal Häuser und Kneipen und fand, daß da auf jedes dritte Haus eine Kneipe kam. Wieviel muß also umgesetzt werden, um all diese Betriebe erhalten zu können!

Der Sonnabendabend ist der schwarze Tag in dieser Hinsicht. Man muß selber Arbeiter gewesen sein, um zu empfinden, wie wohlig einem bei einigermaßen auskömmlichem Verdienst an einem Sonnabendabend zumute ist! Man hat endlich wieder ein paar Mark in den Fingern, der Feiertag steht bevor, man hat seine kleinen Pläne gesponnen, wie man ihn anwenden will, und freut sich auf eine kleine Landpartie, auf ein Tänzchen mit der Herzallerliebsten, auf irgendeine private Arbeit, die man schon lange vorhat, auf ein Spielchen mit Freunden, auf irgendeine kleine Festvorstellung, und wenn auf nichts anderes, dann wenigstens darauf, daß man lange schlafen wird und sich einmal so recht nach Herzenslust ausfaulenzen. Aber erst kommt der Genuß des Sonnabendabends! Und der verdirbt leider viele schöne Pläne und Vorsätze, ja er verdirbt häufig Menschen und Familien! —

Selbstverständlich geht ein großer Teil der ernsten oder älteren Leute sofort oder nach einem kleinen Stehschoppen nach Hause, aber gewaltige Massen bleiben übrig, die die Lokale bevölkern. Es ist ungeheuer schwer für den jungen, lebenslustigen Menschen, standhaft zu bleiben und da nicht mitzutun. Ich selbst bin eine Zeitlang, trotz bester Ermahnungen meiner alten Leute, und trotzdem gerade ich mir vorgenommen hatte, weiter zu streben, zu lernen, den Weg aufwärts zu nehmen, mit in diesen Strudel geraten und tief untergetaucht und spreche aus Erfahrung!

Ganz langsam fing es an, gewann Gewalt über mich. Ich war ein Korkstückchen, das zunächst kaum merklich dem Strudel zutrieb, sich zögernd und von weitem in

sich immer verengenden Spiralen um den anziehenden Mittelpunkt drehte, zwangsläufig in den Wirbel hineintanzte, mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe gerissen wurde, bis es der Lotse Vernunft eines Tages glücklicherweise beim Schopfe erwischte, tüchtig durchbeutelte und ins ruhige Fahrwasser schleifte, wo es mit Kurs nach den Sternen wieder sicheren Gestaden zustrebte. —

Da waren meine Freunde Hinz und Kunz und die gemütliche Kellerkneipe „Zum grünen Tanneboom". Hinz hatte Sonnabends sogar einen Papierkragen in der Tasche, denn er war mit seinen achtzehn Jahren schon ein Kenner der Welt und wußte, daß das „Exterieur" eine Rolle spielt. An Sonnabendabenden wuschen wir unsere farbigen und öligen Jungmännerpfoten ganz besonders sorgfältig, und die beiden Älteren setzten sogar schon einen Barbier in Nahrung. Dann aber ging es 'runter zu Mutter Seifert, wo ein vorweltliches Billard auf den weißen, sandbestreuten Dielen stand und Bier und Schnaps und warme Würstchen zu einem nach heutigen Begriffen geradezu märchenhaft billigen Preise zu haben waren. Und dann gab Hinz eine Lage, Kunz gab eine Lage, Schulze eine, Müller eine und ich eine. Dann wurden Zigarren ausgeknobelt, ein Schnäpschen und noch ein Schnäpschen, und dann gab Müller eine Lage, Schulze eine, ich eine, Kunz eine, Hinz eine. Und dann kam das Billard an die Reihe. Es war schief und wacklig, aber wir jungen Bengel waren es zu der vorgerückten Stunde selber schon, und die Löcher, die wir in das Tuch stießen, stopfte Mutter Seifert im Handumdrehen mit einer riesigen Stopfnadel mittels fingerdicker

Nähte zusammen, an denen die Bälle sonderbare Kurven beschrieben, weil es ihnen zu umständlich erschien, diese Hürden zu überspringen. Dann gossen wir dem wenigstens siebenhundert Jahre alten Kanarienvogel, der vom Tabakrauch ganz grau geworden war und nur auf dem kahlen Kopfe noch da und dort eine steifborstige Feder zeigte, Bier ins Trinkgefäß, steckten ihm eine halbe „Knoblauchswurscht" durchs Gitter und nahmen noch ein paar Schnäpschen, um dann mit gewaltigem Lärm und heftigem Streit wegen der Zeche, an dem sich Mutter Seifert mit schweren Injurien beteiligte, davonzutrollen. Hinz, mit seinem durch den Papierkragen bedeutend verschönten Äußeren, schloß sich dann — auch Kunz mitziehend — gewöhnlich stark bekneipt, noch einer jener zweifelhaften Schönen an, die uns Zilles Zeichenstift so treffend in dunkeln Gassen und Hausfluren zur Darstellung gebracht hat. Wir anderen zogen in später Nacht, meist in schnell einsetzender Katzenjammerstimmung, nach Hause, wobei ich und eine mir gleichgestimmte verständigere Seele jedesmal den Vorsatz faßten, das nicht mehr mitzumachen, das schöne Geld besser zu verwenden, die Gesundheit durch solche Kneipereien, denen wir in keiner Weise gewachsen waren, nicht zu untergraben.

Aber es kam immer schlimmer! Langsam faßte uns der Spielteufel! Das harmlose Billard blieb unbeachtet, und die Würfel traten in Aktion. Wir verspielten unser Geld, diese elenden paar Mark, die für eine ganze Woche schwerer Arbeit ein kümmerlicher „Lohn" waren, auf den unsere Eltern daheim warteten, mit dem sie rechneten,

rechnen mußten, und von dem uns selbst ja kaum mehr als drei bis fünf Mark für eigenen Verbrauch zustanden. Vom Alkohol benebelt, von Ärger und Reue über den Verlust erfaßt, ließen wir uns dann zu wüsten Auftritten und Prügeleien hinreißen. Es kam vor, daß die Wildesten von uns nicht einen Pfennig mehr nach Hause brachten. Zerschlagen und mit wüstem Kopf erwachten sie am Sonntagvormittag, und nun folgten böse Zusammenstöße mit den Eltern, die nicht einmal das bekamen, was sie für den Lebensunterhalt des jungen Lebemannes in der Woche aufgewendet hatten. Hinz bekam „die ewige Bevormundung" satt! Er verließ mit seinem Papierkragen und dem fadenscheinigen Sonntagsanzug „den kümmerlichen Ausschank" des Elternhauses und zog in die mit Recht so beliebte ungebundene Schlafstelle. Als er da dann die Miete schuldig blieb, schließlich gar arbeitslos wurde, geriet er in den Wurstkessel und ging irgendwie um die Ecke. — Kunz hatte bei irgendeiner Dulcinea des Nordens in einer Sonnabendnacht nicht nur den letzten Rest seiner Barschaft, sondern auch seine Gesundheit verloren und verschwand gleichfalls aus meinem Gesichtskreis.

Mit Müller kam es noch anders. Er war ein außerordentlich begabter Mensch, ein Metallarbeiter, der trotz seiner Jugend eine große Belesenheit in der Parteiliteratur besaß und das Zeug in sich hatte, ein hervorragender Arbeiterführer zu werden. Er war der ernsteste von uns und überhäufte sich mit Selbstanklagen über seine Haltlosigkeit an den Sonnabenden, deren Nichtsnutzigkeit er durchaus erkannte. Eines Tages machte er

eine ungeheure Dummheit. Es war am Sonntag, er hatte keinen Pfennig mehr in der Tasche, ein junger Mensch begegnete ihm draußen auf einem Feldwege, und er erbat sich von dem eine Zigarette. Jener verweigerte das, und Müller nahm ihm darauf den Hut fort. Die Sache kam zur Anzeige. Der Vater meines jungen Kumpanen war ein bei der Polizei wegen seiner sozialdemokratischen Pionierarbeit verhaßter, aber durchaus ehrbarer Mann. Kurz, die Klassenjustiz jener Tage gab dem dummen Streich die denkbar schärfste Auslegung, Müller wanderte ins Gefängnis und ist später verschollen. — Mit Trauer habe ich oft noch nach Jahrzehnten an diesen begabten Menschen gedacht!

Was bekamen wir jungen Arbeiter denn damals für eine zehnstündige tägliche Arbeit! Neun bis achtzehn Mark in der Woche! Da wurde denn bei einigem Hang zum Leichtsinn die schmale Börse schnell leer. Wie ganz anders wirkt dieser Leichtsinn des jungen Arbeiters als etwa der des Studenten! Der Arbeiter steht eben wirtschaftlich immer auf der Dachkante, und wenn er strauchelt, liegt er unten, während sich der junge Studierende in den meisten Fällen am Halteseil des väterlichen Hauses wieder emporwinden kann! — —

Es ist ein gutes Zeichen für den deutschen Arbeiter, daß er sich doch in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle aufrappelt und verständig wird, und das dankt er vielfach seiner Herzallerliebsten, die läuternd und hebend auf ihn einwirkt. Die deutsche Arbeiterfrau, die das Leben auf der Schattenseite ja selbst zur Genüge kennt, findet den Weg zum Herzen und zum Hirn des jungen Amokläufers

und entwindet ihm durch Güte den Dolch, mit dem er endlich sich selbst vernichten würde. Sie muß viel Liebe geben für wenig Gegenliebe und viel Not und Kummer. Man ehre und achte ihr früh grau werdendes Haar! —

Aber auch die sozialistische Partei hat viel getan, um den Alkoholteufel auszutreiben, und ihr Ruf: „Arbeiter, meidet den Alkohol!“ hat doch erheblich gewirkt. — Anderes kam hinzu, so das Aufblühen des Arbeitersportes. Die Massen strebten hinaus ins Freie, zu Wanderungen, Wasserfahrten, Rasenspielen. Ruderer und Segler, Radfahrer und Tennisspieler, Wanderer und Turner wetteiferten. Nur mit einem Kopfschütteln konnte man mit ansehen, wie die Behörden hier wieder bremsten, statt vollen Wind in die Segel zu geben, denn nichts konnte der großstädtischen Arbeiterschaft dienlicher sein als sportliche Betätigung in frischer Luft. Da versagten die Verkehrsmittel (insbesondere während der Kirchzeit), da kamen allerlei Polizeischikanen, und hundert Verbottafeln standen in der freien Natur, wo die jungen Leute sich betätigen wollten. Jeder Gendarm, jeder Waldhüter gab sich als streng wachender Autokrat. Freilich darf andererseits nicht vergessen werden, daß ein großer Teil der Arbeiter Wald und Feld als Papierkorb und Flaschenscherbenstätte behandelt und die Erziehung der Kinder, die jede Blume abreißen, jeden bunten Schmetterling schleunigst vernichten müssen, sehr, sehr zu wünschen übrig läßt. Mehr Aufklärung, mehr Bildung ist überall not.

Vieles hat sich wesentlich geändert, vieles ist besser geworden seit der Zeit, da ich selber Arbeiter war, aber

noch immer bleibt viel zu tun! Wir ſehen in dieſen Tagen des Niederbruchs, daß gerade der jugendliche Arbeiter, der am unreifſten iſt, am wenigſten wirtſchaftliche und politiſche Schulung hat, der gefährlichſte Radikalinſki iſt. Vor dem Kriege zum Teil noch auf der Schulbank, iſt er nun dabei, das wohlorganiſierte Gebäude, das die ernſte Arbeiterſchaft in einem halben Jahrhundert im Minenkrieg des Sozialiſtengeſetzes, im Maſchinengewehrfeuer der Polizeiſchikane aufbaute, zu zerſtören. —

Die Erziehung der Arbeiterjugend iſt eine unſerer ernſteſten, wichtigſten Aufgaben! — — — — — — —

Ich tauchte nieder, ich tauchte auf! . . .

Wie ſchon mehrfach war ich eines Sonnabends nachts im Sommer, beim hereinbrechenden Frühlicht erſt, zerſchlagen und mit wüſtem Kopf, den weiten Weg nach Haus gewandert nach meinem Arbeiterdorf. Das Korn, faſt reif, ſtand hoch und voll, und müde ließ ich mich am Feldrain nieder. — Und dann kam ſo ein wundervoller Sonntagmorgen herauf, mit ſilbernem Frühlicht im Oſten, mit Lerchen, die tirilierend aus den taufriſchen Feldern in die klare Luft ſtiegen, und roſigen Engelwölkchen, die hoch droben ſchon die kommende Sonne grüßten. — Ein herber, friſcher Duft ſtieg aus dem Korn empor, Tautropfen glitzerten wie Diamanten im Graſe, und irgendwo, fernab, ſummte eine Frühglocke durch die Stille. Der „Tag des Herrn“ begann, „der Himmel nah und fern, er war ſo klar, ſo feierlich, ſo ganz als wollt' er öffnen ſich“, und „ich war allein auf weiter Flur“!

Da fühlte ich in dieſer wundervollen, taufriſchen Gottesfrühe, mit ihrer Reinheit und ihrem Frieden, plötzlich die Erbärmlichkeit dieſer wüſten Tage. Was war daran eigentlich wirklich ein Vergnügen? Man untergrub ſeine Geſundheit, brachte ſich ſelbſt um die Früchte des geringen Verdienſtes, ſchädigte ſeine Angehörigen, ja noch mehr, man ſchädigte eigentlich das Anſehen der ganzen Arbeiterklaſſe, denn man zeigte eine moraliſche Minderwertigkeit und ſchien Übelwollenden zu beweiſen, daß zum Vertrinken noch immer Geld genug verdient werde.

Was ich bisher an großen und guten Gedanken in meinen Büchern geleſen, kam mir wieder zum Bewußtſein, ich verglich es mit meinem Handeln und erkannte, wie weitab ich doch von dem Ziel trieb, dem ich zugeſtrebt. Ich ſchwor mir, Schluß zu machen mit der Wüſterei. — Ich hab's gehalten. Noch hatte ich die Kraft dazu.

Die Sterne, die ſchon zu verſinken drohten, ſtiegen leuchtend wieder auf! — — — —

Per aspera ad astra

In der blauen Bluse, mit der Blechkanne voll Kaffee unter dem Arm, trabte ich im Winter, wenn die Sterne noch am Himmel standen, über die verschneiten Felder und durch die langen Chausseen von meinem Dorf nach meiner Arbeitsstätte in Berlin. Der Weg war fast anderthalb Stunden lang, und ich lief ihn fünf Jahre lang, Sommer und Winter, weil ich die sechzig Pfennig, die damals eine Arbeiter-Wochenkarte auf der Vorortbahn kostete, sparen wollte, um mir Bücher dafür kaufen zu können.

Die Winter waren damals außerordentlich streng, und ich erinnere mich heute noch, daß ich erbärmlich fror, wenn ich so — bei Sternenschein noch — in der Frühe verschlafen und ohne Überzieher über die verschneiten und vereisten Felder stampfte, der großen Chaussee zu, die nach Berlin hineinführte. Ich war damals schon entsetzlich lang und mager wie ein Jagdhund. Eine Künstlermähne kam hinzu, und früh schon trug ich einen Kneifer. Dies und die Bücher, die ich stets bei mir trug, gaben mir unter der Schar meiner Arbeitskollegen einen etwas merkwürdigen Anstrich, und mehr boshaft als

---

Per aspera ad astra: „Auf rauhen Wegen zu den Sternen."

reſpektvoll nannten ſie mich ſchon damals „Herr Profeſſor“, ein Titel, den mir bisher alle Akademien der Welt vorenthielten, obgleich einmal einige wohlmeinende wiſſenſchaftliche Freunde den Verſuch machten, mir für meine Verdienſte um die Populariſierung der Wiſſenſchaft dieſen Titel, der ja häufig nichts anderes iſt als eine Altersерſcheinung, zu verſchaffen. Ich fürchte aber, ohne alle Titel und Würden in Verbindung mit dem bei Beerdigungen vielgenannten Herzeleid in die Grube fahren zu müſſen. —

Nach mancherlei kleinen Arbeitsgelegenheiten beſchloß ich endlich, in einer Luxuspapierfabrik mich dem Steindruckgewerbe zu widmen, und ich habe eine Reihe von Jahren mit mehr Eifer als Geſchick verſucht, dieſe ſchöne Kunſt zu erlernen und auszuüben. Mein damaliger Meiſter erklärte zwar nach kurzer Zeit, daß mich eine angeborene, überlebensgroße Dummheit verhindern würde, tief in die Geheimniſſe, die er mir beizubringen hatte, einzudringen, aber da ich doch nun einmal bodenſtändig werden wollte, ſo blieb ich dabei und habe an meiner Handdruckpreſſe das mir anvertraute Druckpapier, ſo gut es ging, farbig gemacht. Vor allem druckte ich jahrelang Schokoladenſchachteln für Sarotti und wundervolle Blumenſträuße, die auf Parfümflaſchen geklebt zu werden beſtimmt waren. Meine Farben ſtimmten nicht immer mit den Aufſchriften „Maiglöckchen“ oder „Veilchen“ überein, aber ich überzeugte mich, daß der Duft der Parfüms das auch nicht tat, und ſo kam es auf eins heraus. Ich war eben ein verkanntes Genie. Man würdigte mich nicht nach Gebühr und verlangte für zwölf Mark

fünfzig Pfennig die Woche den Farbenſinn eines Michelangelo.

Wie hatte es der Arbeiter doch damals ſchlechter als heute! Um ſieben Uhr morgens begann man in den Fabriken, und abends um ſieben war Schluß. Wer — wie ich — einen weiten Weg zur Arbeitsſtelle hatte, der mußte morgens um fünf aus den Federn und kam abends nach acht daheim an. Dann wuſch man ſich und verzehrte das Mittagbrot (der geringe Verdienſt geſtattete tagsüber nur ein paar Brote), und wenn man noch einen Blick in die Zeitung werfen wollte, ſchlief man nach den erſten Zeilen ein. Das war der Tag eines Arbeiters! Wo ſollte Freude, wo Gelegenheit zur Fortbildung herkommen? Wer meinen Aufſtieg richtig würdigen will, der muß ſich das immer vergegenwärtigen. Ich habe häufig genug anerkennende Bewunderer meiner Energie gefunden, aber dennoch haben auch die wohlwollendſten Kritiker keine Ahnung davon, wie ſchwer in Wahrheit der Weg war, der mich vom Arbeiter zum Privatgelehrten und Schriftſteller aufwärts führte, und nur ein Mann, der einen ähnlichen Weg ging, kann das richtig beurteilen. Ich ſage das nicht zu meiner Beweihräucherung, denn die Zeit iſt ſo ernſt und ſo groß, daß ſolche Scherzchen nicht in Frage kommen, ganz davon abgeſehen, daß ich Philoſoph genug bin, die Frage „Was iſt Ruhm?“ mit einem ſchmerzlichen Lächeln zu beantworten. — Ich erwähne die ungeheuren Schwierigkeiten, um all den kleinen Kläffern, die ſorgſam ihr Gymnaſium und ihre Univerſität beſuchten und jedem Autodidakten in die Waden fahren, wenn ihm mal ein Schnitzer unterläuft, ihre

Torheit vorzuhalten. Viele sozialdemokratische Politiker, die heute an weithin sichtbarer Stelle stehen, haben sich ja vom Arbeiter emporgeschwungen. Das ist nun zwar auf politischem Gebiet, wo man durch eine große Partei gestützt wird, leichter als auf anderen Gebieten, aber was das echte Bourgeoissöhnchen ist, kann nicht umhin, höhnisch und überlegen zu schmunzeln, wenn diesen Herren mal eine Verwechslung von Akkusativ und Dativ passiert. Auf dem Spezialgebiet jener Autodidakten aber steht es dafür vollkommen kenntnislos da, und die gewaltige Aufgabe, ein Millionenheer von Arbeitern politisch zu führen, begreift es nicht. — —

Während ich so meine Arbeit tat, mit einer durchschnittlichen Entlohnung von fünfzehn Mark in der Woche, wovon ich zwölf Mark meinen Eltern für den Unterhalt geben mußte, grübelte ich unausgesetzt darüber nach, wie ich mich weiterbilden könnte. Nun muß man eines bedenken! Ich kannte ja die einzelnen Fächer der Naturwissenschaft, denn nach dieser strebte ich doch, nicht einmal dem Namen nach, und noch weniger waren mir populäre Werke auf den einzelnen Gebieten bekannt. Ich glich also im übertragenen Sinne jenem Nürnberger Findling Kaspar Hauser, der aus dem Unbekannten ins Unbekannte kam. Dabei muß man berücksichtigen, daß das, was ich auf der kleinen Vorortschule vor nunmehr dreißig Jahren lernte, in keiner Weise mit dem verglichen werden kann, was heutzutage auf den vorzüglichen Schulen einer Großstadt geboten wird. Diese wundervollen Lehrmittel für Naturkunde, Physik usw. gab es damals nicht, und der Unterricht war mehr ländlichen Bedürfnissen

angepaßt. Fortbildungsschulen und andere öffentliche Bildungsmittel fielen ebenfalls fort. Die populärwissenschaftliche, billige Literatur, billige Vorträge und dergleichen waren erst in bescheidenem Maße vorhanden. Dann aber fehlte ja dem Arbeiterjungen auch die helfende Hand, die erst mal die Hauptwege wies. Jener Herr Lucius war längst aus dem „Grauen Elend" verschwunden. Da stand nun ein nach Wissen Heißhungriger im Labyrinth der Erkenntnis und suchte nach dem Ariadnefaden, und mit Wagner im „Faust" hätte ich klagen können:

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben."

Das Reclam-Bändchen war es, jene buchhändlerische Kulturtat ersten Ranges, die für zwanzig Pfennig die Gedanken der größten Geister aller Zeiten vermittelt, das mir Wegweiser wurde. Einst sah ich bei einem kleinen Buchbinder, bei dem mich mein Weg zur Arbeitsstelle jeden Tag zweimal vorbeiführte, eine Unzahl jener bekannten, gelblichroten Bändchen. Sie lagen da zwischen Tintenwischern, bunten Abziehbildern und Liebesbriefstellern. Eins davon trug einen Titel, der mich sofort mit Interesse erfüllte: „Auf der Sternwarte, oder wie der Astronom zu den Resultaten seiner Forschung gelangt." Es stammte von dem bekannten Astronomen Dr. M. Wilh. Meyer, dem Gründer der Berliner „Urania", der wie kein zweiter in Deutschland die Wissenschaft von den Sternen volkstümlich zu machen

verſtanden hat, dafür aber auch nie zu Amt und Würden gelangte. —

Als mir der kleine Buchbindermeiſter dieſes Buch für zwanzig Pfennig aushändigte, ahnte ich nicht, daß er mir damit den Baedeker für meine Lebensreiſe überreichte, denn mit dieſem Reclam-Heftchen begann eigentlich für mich der Aufſtieg zu den Sternen, wenn auch in der Tat „auf rauhen Pfaden“. Ich beſitze das kleine Büchelchen heute noch. Es iſt arg zerfleddert und verblichen, aber es nimmt den Ehrenplatz in meiner Bibliothek ein und ſteht meinem Herzen näher als all die koſtbaren Prachtbände ringsum. Aus dieſem Bändchen erſah ich nun endlich was, wie und wo. Ich erfuhr das Wichtigſte von den Sternen, lernte, daß es Inſtitute gibt, Sternwarten genannt, auf denen man die Geſtirne unter Anwendung beſtimmter Hilfsmittel erforſcht, und bekam eine erſte Vorſtellung davon, welche Summe von Kenntniſſen auf ſehr verſchiedenen Wiſſensgebieten notwendig iſt, um überhaupt in das Reich der Naturwiſſenſchaft einzudringen.

Von nun an ſparte ich jeden Pfennig, ſparte auch an Eſſen und Trinken, um bei meinem geringen Verdienſt die Mittel für Bücher aufbringen zu können. Zuerſt kaufte ich faſt nur Reclam-Bändchen, weil ſie wegen ihrer Billigkeit insbeſondere für mich in Frage kamen, und immer neue Welten gingen für mich auf. Wie wenig hatte ich auf der Schule von den Dichtern gehört! Goethe war für mich ein Mann, der den „Erlkönig“ gedichtet hatte, und ein gewiſſer Schiller hatte das gräßliche „Lied von der Glocke“ gemacht, das man immer auswendig

lernen mußte. Ich vermag kaum zu schildern, wie auf mein empfängliches Gemüt all die Werke wirkten, die ich nun kennenlernte. Vieles freilich verstand ich nicht oder nur teilweise, aber auch da empfand ein gewisses Ahnen die Größe der Dinge. Wie gewaltig brauste der revolutionäre Feuergeist in Schillers „Räubern" auf mich ein, wie erregte mich der „Tell", wie bizarr und unverständlich erschien mir Goethes „Faust", welchen ungeheuren Eindruck machte die Schilderung des sozialistischen Zukunftsstaates in Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000" auf mich, wie sehr nutzte mir Knigges „Umgang mit Menschen", und wie verwirrend waren zunächst noch Schriften von Kant und anderen Philosophen. Ich fühlte immer deutlicher, daß es eine ganze Welt von Welten gab, die ich nicht kannte, Dinge, die mir vollkommen unverständlich erschienen und auf mich einen Eindruck machten wie ein Schloß ohne Schlüssel. Vielfach stieß ich auch auf vollkommen unübersetzbare Fremdworte, und lange dauerte es, bis ich dahinter kam, daß es so etwas wie ein Fremdwörterbuch gab.

Langsam, ganz langsam bohrte ich mich in den ungeheuren Felsen der Dichtung und des Wissens ein, und der höfliche Geselle Zufall kam mir dann und wann zu Hilfe. Eines Tages spielte ich mit einem mir sehr sympathischen Arbeitskollegen in einer stillen kleinen Kellerkneipe eine Partie Billard, das einzige, was ich mir jetzt noch Sonnabends leistete. Irgendein kleiner Streitfall veranlaßte mich, diesem Kollegen einen kleinen Vortrag über das Parallelogramm der Kräfte zu halten, den ich mit Zeichnungen an der Billardtafel unterstützte. Plötzlich

legte ein Herr, der eigentlich gar nicht in diese kleine Proletarierkneipe paßte, seine Hand auf meine blaue Bluse und fragte verwundert, wie ich denn zu diesen für einen Arbeiter ungewöhnlichen Weisheiten käme. Dieser Mann war ein Student in hohen Semestern, und des Wirtes sehr niedliches Töchterlein war der Grund seiner häufigen Einkehr in jene Schenke. Wir kamen ins Gespräch, und dieser Herr stud. rer. techn. Fröhlich entpuppte sich als ein sehr großzügig denkender, hilfsbereiter Mensch. Er nahm Interesse an mir, schenkte mir eine ganze Anzahl naturwissenschaftlicher Bände, die zur Einführung dienen sollten, und gab mir vor allem einen Ariadnefaden für mein Labyrinth, indem er mir an Hand eines Bücherkataloges für Naturwissenschaften Werke nannte, die den verschiedensten Wissensgebieten entstammten, und mit denen ich unbedingt anfangen müsse, wenn ich mich tiefer mit wissenschaftlichen Fragen einlassen wolle.

Da sah ich denn erst, wie die Dinge ineinander griffen. Herrgott, was gab es doch alles in der Welt, von dem ich keine Ahnung hatte! Astronomie, Astrophysik, Geologie, Kosmologie, Geophysik, Chemie, Mineralogie, Philosophie, Mechanik, Optik, Akustik, Elektrizitätslehre, Magnetismus, Algebra, Trigonometrie und all die anderen mathematischen Fächer, und dazu sollte doch auch noch das Wichtigste aus anderen Gebieten der allgemeinen Bildung, aus Geschichte, Kunst, Literatur, Volkswirtschaftslehre usw. erfaßt und verstanden werden. — Welch eine Riesenaufgabe! Man sieht aber auch, auf welch einem Umwege ich zu diesem Wissen kommen

mußte. Was ein Gymnasiast schon mit der Einjährigenbildung als sicheres Rüstzeug mit sich trägt, das war für mich zum großen Teil selbst dem Namen nach unentdecktes Land. Und das sollte ich nun, nicht etwa unterstützt von Lehrern, in aller Muße lernen, nein, wenn ich abends um acht müde nach Hause kam, nach vollbrachtem Tagewerk, und ohne helfende Hand. Da ich morgens um halb sechs Uhr wieder aus den Federn sein mußte, so war damit auch für einen jungen Menschen in den Entwicklungsjahren ein außerordentlicher Kräfteverbrauch verbunden. Das machte sich denn später auch böse genug bemerkbar.

Aber die Sehnsucht war stärker als alle Bedenken. Ich griff die Sache mit größter Energie an, ich lernte tausendundeine Nacht kennen, immer wieder vom Schlaf überrumpelt, immer wieder vom Lerneifer angespornt. Ein ewiger Kampf, der Kampf des armen Autodidakten, von dem sich die jungen Herren in bunter Mütze kaum eine rechte Vorstellung machen können, dieselben Herren, die so hochmütig zu schmähen wissen, wenn Leuten solcher Art, denen naturgemäß immer eine gewisse Unausgeglichenheit anhaften wird, Schnitzer unterlaufen.

Ich ging bei diesem Lernen ganz systematisch vor, um Kräfte zu sparen. Ich legte mich ganz früh zu Bett. Hinter dem Bett hatte ich eine Stellage angebracht für die Lampe, denn da ich häufig einnickte, mußte ich sie vor dem Umwerfen schützen. Unter dem Bett hatte ich meine Bibliothek. Sie lag in einer Kiste, die früher unwürdigeren Zwecken gedient hatte, nämlich der Aufbewahrung von Sohlenleder und Leisten. — Das war eine

gar seltsame Akademie, aber mit eisernem Fleiß habe ich mich durchgestümpert. Es hat mir später oft ein gewisses Vergnügen bereitet, studierten Herren zu begegnen, die es an Vielseitigkeit des Wissens in keiner Weise mit dem jungen Arbeiter aufnehmen konnten, wenn auch ihr Wissen weitaus geordneter und besser fundiert war. Jedenfalls hat später niemand, dem ich es nicht auf die Nase band, in mir einen ehemaligen Fabrikarbeiter vermutet, der nur eine Dorfschule besucht. Ich sage das, um zu zeigen, daß man mit Energie und Fleiß sich auch aus tiefem Stande emporarbeiten kann, ja ich muß sogar sagen, daß mich die Art des Universitätsstudiums später etwas enttäuscht hat. Trifft da nicht ein starker Eigendenker mit einem guten Pädagogen in einer Person zusammen, so wird der Hörer fast besser tun, er lernt aus Büchern. Mir wenigstens ging es so, und es ist mir von mancher Seite bestätigt worden. Große Persönlichkeiten freilich werden ihren Hörern immer unendlich höher stehen als der gelehrteste Schmöker der Welt, doch sie sind dünn gesät. —

Auch mir wurden so in meiner Bettakademie gleich Faustens Famulus „Winternächte hold und schön", auch mir stieg bei Entrollung eines „würdig Pergamen" der „ganze Himmel nieder", denn noch wußte ich von Philosophie nichts, und jeder Satz der Naturwissenschaft galt mir noch als eine Erkenntnis, an der nicht zu rütteln. — Mir gegenüber saß der Vater, über dessen „Lesewut" die Mutter weidlich zeterte, denn bis tief in die Nacht hinein brannte die kleine Petroleumlampe auf dem Tische, und der gute Alte, die Brille auf der Nase, verfolgte

wieder Napoleons Geschicke in den Schneewüsten Rußlands oder die mir so unbequem gewordenen Umtriebe der Carlisten. Hin und wieder ermahnten wir uns gegenseitig, endlich zur Ruhe zu gehen. Zuweilen schreckte ich aus dem Einnicken wieder auf, weil der Vater leise herzugeschlichen kam, um meine Lampe auszublasen, und dann rappelte ich mich wieder auf und tat so, als ob ich gar nicht müde wäre und nur mit geschlossenen Augen nachgedacht hätte. Dann und wann erzählte ich dem Alten auch von meinen Studien, von astronomischen, physikalischen und chemischen Problemen, und er hörte andächtig zu und hatte eine Freude daran, was der Bengel alles so im Kopfe habe. Die Mutter, die da unten aus einem Dörfchen im Thüringischen stammte und ein praktischer Mensch war, einfach und mit Sinn für Humor, hielt von alldem wenig. „Es ist alles brotlose Kunst," — sagte sie — „und man kann über all die Bücher mit den verrückten Zahlen seinen Verstand verlieren!" Der Bruder hielt mein Streben für aussichtslos und kümmerte sich nicht darum, aber der Vater meinte nachdenklich, man könne doch nicht wissen, und auf jeden Fall sei es etwas wert, wenn man die Nase in die Bücher stecke.

Ich hatte sie denn auch immer bei mir, meine geliebten Bücher. Auf meinem Wege von und zur Arbeit las ich dann und wann einen Satz und dachte darüber nach, und all diese unermüdliche Kleinarbeit hat in den vielen Jahren ihre Früchte getragen. In der Fabrik lag ich während der Mittagsstunde neben den Maschinen und grübelte und lernte. Dann war es so still in den sonst vom

Lärm durchtobten Hallen. Die ſchwirrenden, klappernden Treibriemen ſtanden ſtill, die blinkenden, gewaltigen Maſchinen mit ihren ſtählernen Heuſchreckenbeinen, ihren ſchnatternden Hebeln, ihren klirrenden Schiebern, ihren ſauſenden Rädern, lagen da wie ſchlafende Rieſen. Da und dort ſchnarchte auf einer Bank leiſe ein alter Geſelle, eine müde junge Arbeiterin. Die anderen waren fort zum Mittageſſen oder ſpazierten draußen im Sonnenſchein umher mit ihren von Farbe getränkten Bluſen, ihren durch Goldbronze weithin in der Sonne glänzenden Lederſchürzen. Beim „Groben Gottlieb“ an der Ecke hatte ich mir dann zum Mittag für fünf Pfennig ein Töpfchen delikate Bratenbrühe geholt, in der zuweilen ſogar ein Häppchen Fleiſch ſchwamm, und dazu verzehrte ich die ſo beliebte Berliner „Schrippe“. Dann aber machte ich mich über meine Bücher her und war bald weitab vom Ort ... bei den Sternen.

Natürlich war ich vielfach durch die weit in die Nacht ausgedehnte Leſerei am Tage übermüdet, und ganz allgemein war mein Geiſt eigentlich gar nicht bei dem Handwerk, das ich auszuführen hatte. Kein Wunder, daß ich meinen Meiſtern nicht gerade als eine beſonders wertvolle Kraft erſchien. Ich war gewiſſenhaft und zuverläſſig, aber daß ich viel ſchaffte, kann ich ſelbſt nicht behaupten. Längſt nachdem ich mir als Schriftſteller ſchon einen kleinen Namen gemacht und in angeſehener Stellung war, traf ich einmal einen meiner früheren Werkmeiſter und nahm die Gelegenheit wahr, ihn zu begrüßen. „Sie ſind ja ein berühmtes Tier geworden,“ ſagte er. „Na, wir haben damals ja ſchon immer

gesagt, aus dem wird noch was, denn schon damals waren Sie ja eigentlich immer auf dem Monde. Die Hauptsache ist, daß es sich bezahlt macht, und wir alten Kollegen freuen uns immer, daß Ihr Name jetzt in allen Blättern steht und Sie gezeigt haben, daß auch aus einem Arbeiter etwas werden kann. Die Parfümerieetiketts haben Sie ja nich immer so recht nach Vorschrift gedruckt, aber passen Sie auf, Sie werden noch mal Professer!" — —

Der Professortitel erfreut sich bei meinen früheren Kollegen eines ungeheuren Respektes! Mein Stiefbruder (er ist ein Dutzend Jahre älter als ich und heute noch Arbeiter) fragt mich alle halben Jahre einmal voll stillen Vorwurfes, ob ich denn nun nicht endlich „Professer" würde! Nur der Umstand, daß ich dann während des Krieges wenigstens als Offizier mit Orden und Ehrenzeichen bei ihm erschien, hat ihn mit meiner Titellosigkeit ausgesöhnt. So ist selbst der sozialistische Arbeiter bei uns doch immer beträchtlich Preuße! —

Prächtig war die Welt am Sonntag. Da war es eine Lust, zu leben und zu lernen! Wenn Sonnabends Feierabend war, dann holte ich mir beim Buchhändler irgendein bestelltes Bändchen, ein in Lieferungen erscheinendes astronomisches Werk usw. Sonntags stand ich früh auf und ging mit meinen Büchern in die Heide, um ungestört zu sein. Wie schwer empfand ich dann das Elend meiner Kameraden, wenn ich sah, wie viele von ihnen mit physischem und moralischem Katzenjammer durch die im Sonnenlicht rosenrote Sonntagsfrühe eines Frühlingstages dahinschlichen, eine Fuselwolke um sich verbreitend. Da und dort Gezanke und Gekeife wegen

vertanen Geldes, und nicht selten eheliche Schlägereien, bei denen der armselige Hausrat noch in Trümmer ging. — Das wirkte ungemein deprimierend auf mich, der ich durch den jungen Morgen schritt, über Felder, auf denen man da und dort die Kirchenglocken der Dörfer hörte. Was für eine Feststimmung konnte man sich verschaffen, wenn man für wenige Groschen irgendein gutes Buch im Walde lag. Ich bedauerte meine Brüder, die in ihrem Elend und Unverstand nicht sahen, wie sie sich selbst um das Beste vom Leben brachten. Nicht das ist das Schlimme, so sagte ich mir, daß es ihnen an dem Luxus fehlt, den sich die Wohlhabenden gestatten, nicht daß sie arm an Dingen sind, ist das Traurige, sondern daß ihr Geschick sie verurteilt, arm im Geiste zu sein. Und damals schon beschloß ich, später mit allen Kräften für Volksbildung zu arbeiten, ein Vorsatz, den ich denn auch nach meinen schwachen Kräften gehalten zu haben glaube.

Wenn ich auch nach und nach in alle möglichen Wissensgebiete eindrang, so blieb doch die Himmelskunde mein Spezialfeld. Hier griff ich langsam zu immer ernsteren Werken, und vor allem fing ich an, selbst Himmelsbeobachtungen zu machen. Ich baute mir mit bescheidenen Mitteln Meßinstrumente, und nach langem Sparen konnte ich mir endlich ein kleines Fernrohr, das ich im Schaufenster eines Trödlers entdeckt hatte, anschaffen. Ach, es war so winzig und enttäuschte mich gewaltig, aber immerhin genügte es, um die Bewegungen der Monde des Planeten Jupiter zu verfolgen und Sonnenflecken zu erkennen und abzubilden. Auch die Gebirge

des Mondes, die Ringe des Saturn und ähnliche auffälligere Objekte wurden mir dadurch zugänglich. Jahrelang habe ich so als Arbeiter mit großer Gewissenhaftigkeit statistische Aufzeichnungen über Sonnenflecken und Sternschnuppenfälle gemacht, veränderliche Sterne beobachtet und kleine Berechnungen angestellt, und dabei mancherlei entdeckt, was — wie ich später erfuhr, als ich diese Arbeiten auf der Sternwarte vorlegte — längst bekannt war, aber doch bewies, daß ich richtige Schlüsse aus meinen Beobachtungen gezogen hatte. So hatte ich — um nur eines zu erwähnen — aus mehrjährigen Sonnenfleckenbeobachtungen festgestellt, daß es zu den Zeiten, wo besonders mächtige Fleckengruppen über die Mitte der Sonnenscheibe hinzogen, auch zumeist sehr stürmisches Wetter war. Es mußten also die Erscheinungen auf der Sonne irgendwie auf die Vorgänge in der Erdatmosphäre zurückwirken. In der Tat erwies sich diese Vermutung denn auch als richtig, nur war die Entdeckung längst vor mir gemacht, wovon ich natürlich nichts wußte. Ähnlich waren meine Entdeckungen an den Monden des Jupiter und noch manche andere Dinge. Als ich all diese Arbeiten dem Astronomen Dr. M. W. Meyer vorlegte, fand ich volle Anerkennung, aber mit wehmütigem Lächeln sagte der liebenswürdige Gelehrte: „Sie kommen aus der Wildnis und haben die Buchdruckerkunst erfunden. Ihr Pech ist, daß sie in Europa längst bekannt ist. Ihnen fehlte die Verbindung mit der Welt, aber ich achte Ihr Bemühen darum nicht geringer!“ —

Ich hatte mir im Laufe der Jahre eine ganz nette, kleine Bibliothek zugelegt, auch ein paar einfache

Instrumente, wie Fernrohr und Mikroskop, und mein Wissen vertiefte sich. Mit neunzehn Jahren kam ich zum erstenmal in ein Theater. Es war das alte Schiller-Theater im Zentrum der Stadt, mit seinen billigen Preisen. Man gab „Wallensteins Tod", und es wäre ein vergeblicher Versuch, den Eindruck schildern zu wollen, den dieses Erlebnis auf mich machte. Es war einer der gewaltigsten Eindrücke, die ich in meinem Leben empfangen, und noch tagelang fieberte es in mir nach. Wie bedaure ich die Kinder, die von unvernünftigen Eltern heute schon im frühen Knabenalter mit in die Theater geschleppt werden, in einem Alter, in dem ein Puppenspiel noch genügen müßte. Das Große und Erhabene verpufft so unverstanden, und langsam kommt jene Frühreife und kaltschnäuzige Blasiertheit, die ein Charakteristikum der Jugend unserer Tage ist. Genau so ist es mit Reisen. Meine erste Reise machte ich mit dreißig Jahren! Sie ging in den für uns Berliner so nahen Harz. Wie köstlich war mir das alles, der ich nun zum erstenmal Berge sah, geologische Studien treiben konnte. Welche Freuden stehen da dem Manne im reifen Alter noch bevor! Aber wenn schon Kinder alle Jahre mitgeschleppt werden nach der Riviera, den italienischen Seen, der Schweizer Bergwelt, was wollen sie dann mit zwanzig Jahren noch bewundern?

Und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat es auch sein Schönes, sich alles erst im reiferen Alter selbst erarbeiten zu müssen, wie es bei mir der Fall war. Als ich dann später im Hochgebirge wanderte und vor den Eis- und Felsenwundern stand, habe ich oft mit

Bedauern daran denken müſſen, wie wenigen meiner proletariſchen Brüder das vergönnt wird. Bei ſolchen Gelegenheiten ſteigt dann wohl der Gedanke in mir auf, daß ich dem Vogel vergleichbar bin, der mit vielen anderen gefangen ſaß in einem dunkeln Winkel, und dem es gelang, ſich durch einen glücklichen Zufall zu befreien. Um ſo mehr aber mußte es auch immer meine Pflicht ſein, ihnen auf dem Wege zum Licht und zur Freiheit zuhelfen! —

Eine gefährliche Klippe

Im Jahre 1890 war endlich das berüchtigte Sozialistengesetz gefallen, die Arbeiterklasse atmete wieder auf, und die Partei entwickelte sich zu neuer Blüte. Dieses Gesetz, ein Ausnahmegesetz schlimmster Art, hatte gewaltige Verheerungen angerichtet, Verheerungen, die erst in diesen Tagen der Revolution nach dem Weltkriege voll zur Auswirkung gekommen sind. Jeder der sozialdemokratischen Gesinnung Verdächtige war dadurch gewissermaßen zu einem Aussätzigen, zu einem Verbrecher gestempelt worden, und tief hatte sich diese Auffassung in die Köpfe der kleinen Bürger eingegraben. So nur konnte es kommen, daß jahrzehntelang das Bürgertum dieser gewaltigsten sozialen Bewegung, die die Welt gesehen, verständnislos gegenüberstand. Ein kleines Bildchen, das bezeichnend ist: Auf Grund eines politischen Artikels, den ich anläßlich der Spartakusunruhen in einem Blatte veröffentlichte, schreibt mir ein siebenundsiebzigjähriger Hofrat und Arzt, er bäte mich, ihm irgendwelche Schriften zu empfehlen, aus denen er sich über die Ziele und Bestrebungen der Sozialdemokratie unterrichten könne. Er habe sich bisher nicht darum gekümmert, weil er diese Partei für den größten Feind der Gesellschaft gehalten, möchte aber nun, wo

ie die Weltherrschaft anzutreten beginne, doch noch vor einem Tode sich informieren! — Und das ist ein Mann von Bildung! Wie mag es erst in den Köpfen der kleinen Rentner aussehen, die sich einen „Sozi“ nur als Mann mit einer Ballonmütze, einem roten Halstuch, einem dicken Knüttel und einer Schnapsflasche vorstellen, der „teilen“ wolle! Wäre eine bessere Kenntnis von den Zielen und der Zusammensetzung dieser Millionenpartei vorhanden gewesen, der Übergang hätte sich reibungsloser und in Zeiten, die dem Vaterlande günstiger waren, vollziehen lassen. — In jenem Jahre also war das Ausnahmegesetz gefallen, und ein Jahr früher (1889) hatte man auf dem Internationalen Arbeiterkongreß in Paris die zweite „Internationale“ gegründet und den 1. Mai eines jeden Jahres zum Arbeiter-Weltfeiertag bestimmt.

Nur wer diese ersten Maifeiern mit erlebt hat als Arbeiter, kann sich einen Begriff von der stürmischen Begeisterung machen, die damals die deutsche Arbeiterwelt bewegte. Ich war zu jener Zeit siebzehn Jahre alt, seit drei Jahren in der blauen Bluse und erfüllt vom Geiste des Parteikampfes, der sich bei mir noch mit freigeistigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und dem freiheitlichen Sang und Klang eines Freiligrath usw. verband. In hellen Scharen, festlich gekleidet, zogen die Arbeitermassen in den sprießenden Frühling hinaus, die rote Papierrose im Knopfloch. Mitreißende Redner sprachen zu der festlich begeisterten Menge von roten Tribünen, Arbeitersängerchöre sangen Lieder von den „Männern der Bluse“, vom Morgenrot einer neuen Zeit. Die ersten

sozialistischen Künstler, Dichter, Studenten trugen das ihre dazu bei, einen Festtag zu schaffen.

Es dürfte vielleicht für diejenigen meiner Leser, die nicht mit der Seele der Arbeitermassen vertraut sind, einiges Interesse haben, die Empfindungen und Gedanken kennenzulernen, die uns damals bewegten. Ich spreche natürlich nicht von den Führern, den politisch geschulten Funktionären und Arbeitern, die sich eingehender mit Politik und Soziologie beschäftigt haben, sondern von der breiten Masse, wie sie damals war. In keiner Weise war irgendeine gewalttätige Stimmung vorhanden, man war froh, nicht von der Polizei belästigt zu werden, ja, man fürchtete sogar, auch nur den geringsten Anlaß zu deren Eingreifen zu geben, weil alles zu tendenziöser Graulichmachung des Bürgerpublikums ausgewertet wurde. Auf friedlichem Wege hoffte der Arbeiter sein Ziel zu erreichen. Und welches waren seine Argumente? „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums, alles Segens, aller Kultur. Wir, die wir den größten Teil dieser Arbeit leisten, werden dieser Früchte in allergeringstem Maße teilhaftig. Wir Menschen sind Brüder, durch Geburt einer dem anderen gleich. Niemand kann und soll des anderen Herr sein. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleichen Anteil an den Segnungen der Arbeit, materiellen und kulturellen. Wir wollen nur das Recht, diesem Ziel auf friedlichem Wege zuzustreben, bis der überwiegende Teil des Volkes sich uns anschließt und auf friedlichem Wege sich die Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaftsform in eine sozialistische ermöglichen läßt."

Das ungefähr waren die Gedankengänge der festlichen Massen, und man wird zugeben, sie waren weder unlogisch noch gewaltsam und von jenem Recht durchweht, das mit uns geboren. — Der kleinliche Tageskampf blieb natürlich von beiden Seiten nicht so ideal, und in Angriff und Abwehr entstanden dann jene unangenehmen Seiten des Klassenkampfes, die in unseren Tagen ihre scheußlichsten Formen angenommen haben. —

Mich selbst aber bewegten noch andere Gedankengänge als die oben vorgetragenen. Aus meinen Büchern wußte ich, daß die Erde ein Sandkorn ist im Meer der Unendlichkeit, daß Millionen und aber Millionen Gestirne, unzählige Erden im Universum kreisen. Der Mensch spielt auf diesem Planeten keine andere Rolle als der Bazillus auf der Schale eines Kürbis, er ist ein armseliges, kurzlebiges Geschöpf. Wer durfte sich anmaßen, über seinen gleichgeborenen Brüdern stehen zu wollen, sie auszubeuten, zu beherrschen! Woher nahm jener das Recht, schon mit Luxus und Herrenrechten geboren zu werden? Es gibt keine Majestät auf Erden, außer der des Geistes, oder ganz allgemein der größeren Tüchtigkeit. Die Arbeit ist der einzige Adelsbrief, der vor der Vernunft bestehen kann. Es war aber so weit gekommen, daß der Mann im Arbeitskittel weniger galt als der elegante Nichtstuer, daß der Arbeiter der tiefste Stand im Staate war, der niedergehalten wurde, ja niedergehalten wurde durch seine eigenen Kinder, die unter dem Druck der Herrschenden gegen ihre eigene Kaste in Waffen standen. War ein solches System nicht wert, zugrundezugehen, gestürzt zu werden? War nicht

göttliches Recht, war nicht die Lehre selbst des großen Nazareners auf unserer Seite? War das, was uns entgegenstand, nicht eigentlich nur das egoistische Bestreben der herrschenden Klassen, ihre Vorrechte zu bewahren? — Mehr oder minder deutlich fühlten wir das alle, fühlt es die ungeheure Armee der Arbeiter bis auf den heutigen Tag, und die Welt wird nicht zur Ruhe kommen, bis die aus diesen Überlegungen sich ergebenden politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen getroffen worden sind. — Wir aber zogen in jenen blühenden Maitagen durch die Straßen hinaus ins Freie, in den Frühling, der Bahn folgend, „die uns geführt Lassalle!“ —

An diese Stimmung, an diese ersten Maifeiern mußte ich denken, als sich in diesen Wochen Proletarier auf den Straßen Berlins und anderswo niedermetzelten. —

Damals hatte ich schon eine ganze Reihe nationalökonomischer Werke gelesen, wie Henry Georges „Fortschritt und Armut“, Bebels „Frau“ und ähnliches. Auch Bellamys Schilderung des sozialistischen Zukunftsstaates im „Rückblick aus dem Jahre 2000“ und Zolas packender Bergarbeiterroman „Germinal“ übten starke Wirkung auf mich aus. Ich merkte aber aus vielen Gesprächen und Äußerungen, daß die breite Masse meiner proletarischen Brüder in solchen Dingen vollkommen unwissend war, ja nicht einmal von den allerprimitivsten Grundsätzen der Wirtschaftslehre eine genügende Vorstellung hatte. Ganz besonders schief sah das Bild aus, das sie sich machten, wo Fragen des internationalen Handels, wo die Konkurrenz der Völker mit hineinspielen und Preisbildung und Lohn bedingen. Gerade die Unwissenden

aber waren die Lärmenden, während die aufgeklärten und belesenen Genossen viel besser das Mögliche vom Unmöglichen zu trennen wußten. Damals schon grübelte ich darüber nach, weshalb nicht in allen Schulen wenigstens die Grundbegriffe dieser Dinge gelehrt wurden, denn der Arbeiter stößt doch sein ganzes Leben lang immer wieder gegen dieses Maschengewebe der Wirtschaft und wird es um so mehr in Gefahr bringen, je weniger er seine kunstvolle Verknüpfung überschauen kann. — So ist das alte System mit seiner schlechten Aufklärung und Schulung des Arbeiters daran schuld, daß jetzt unser Wirtschaftsleben unter unerfüllbaren Forderungen zusammenzubrechen droht. Nur Wissen kann hier helfen, den Klagen und Ermahnungen der Arbeitgeber und Besitzenden setzt der Arbeiter mit Recht sein Mißtrauen entgegen, glaubt, daß die Sorge um geschmälerten Profit sie seinen Gegnern im wirtschaftlichen Kampf entlocke. —

Langsam entstand auf dem Unterbau einer kosmischen Weltanschauung, einer Weltanschauung, die von der Größe des Alls, von der Kleinheit der Menschenwelt ausging, vom Begreifen des Werdens und Vergehens im All und in der lebenden Natur, eine festgefügte sozialistische Ideenwelt. Mir war es unfaßbar, wie man etwas anderes sein konnte als Sozialdemokrat! — Wissenschaft, Religion, Ethik und wirtschaftliche Überlegungen schienen mir in gleichem Maße zu beweisen, daß nur diese politische Anschauung eines modernen und aufgeklärten Menschen würdig sei. —

In all diese Gefühle und Stimmungen, in diese Sturm- und Drangperiode, brach für mich eine schwere

Katastrophe herein. Das war im Jahre 1895, und ich befand mich in meinem zwanzigsten Lebensjahre. Es war eine kritische Zeit, eine Zeit allgemeiner Arbeitslosigkeit und wirtschaftlichen Tiefstandes. Überall fanden Arbeiterentlassungen statt, wobei natürlich verständigerweise zunächst die jungen und unverheirateten Leute das Feld räumen mußten. Im Herbst jenes Jahres bekam auch ich meine Papiere, und nun folgte eine sehr trübe Zeit.

Arbeitslos! Der wohlhabende Bürger, der gesicherte Beamte, der Landmann, sie machen sich wohl kaum eine rechte Vorstellung davon, was es heißt, in schlechten wirtschaftlichen Zeiten in einer Großstadt ohne Arbeit zu sein. „Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein Mensch, der arbeiten will, nicht in einigen Wochen wieder Beschäftigung fände, wenn sie auch nicht immer nach seinem Geschmack sein wird!“ — Ja, so dachte ich auch einmal! Wer wollte wohl bereitwilliger arbeiten als ich! Brachte mich doch jede Stunde, die ich feiern mußte, von meinem Ziele ab, denn nur geregelte Tätigkeit gab mir die paar Mark, die ich bitter nötig hatte zur Beschaffung der Mittel für meine Weiterbildung. Woche um Woche, Monat um Monat lief ich hungernd und frierend, abgerissen und verzweifelt in dem ungeheuren Berlin umher. Es war Herbst, es wurde Winter, der Frühling kam ... nichts, nichts, nichts! Hatte ich schon anfangs nicht viel, so riß ich immer mehr ab, kam immer weiter herunter, und wenn ich nicht bei meinen alten Leuten gewohnt hätte, was wäre aus mir geworden! Aber daheim sah es naturgemäß auch schlecht aus. Das

Handwerk ging infolge der ungünstigen Allgemeinlage nur klapprig, mein Zuschuß fehlte ganz, und nur mein Bruder verdiente einigermaßen. (Er ist noch heut, nach über dreißig Jahren, in derselben Fabrik tätig, gewiß ein Zeichen besonderen Fleißes und besonderer Tüchtigkeit, aber auch er hat in all den Jahren nicht so viel erübrigen können, um sich den Lebensabend etwas weniger anstrengend zu gestalten. Man darf eben doch nicht vergessen, daß hier körperliche Arbeit zu leisten ist. — Ich erwähne das, um zu zeigen, daß selbst unter ausnehmend günstigen Verhältnissen dem Arbeiter die Tage des Alters sorgenvoll erscheinen müssen!) —

Von einem Arbeitsnachweis eilte ich zum anderen, immer vergebens. Schließlich verließ ich mich darauf nicht mehr, sondern machte mir meinen Feldzugsplan, nach dem ich ganz systematisch vorging! Ich schrieb mir aus dem Adreßbuch alle für mich irgendwie in Betracht kommenden Betriebe aus und klapperte nun nach dieser Liste Stadtviertel um Stadtviertel ab, überall um Arbeit ansprechend, meine Adresse zurücklassend. — Nichts! — Des Morgens früh ging ich, mit einigen Schmalzbroten in der Tasche, nach Berlin hinein. Geld hatte ich höchstens zwanzig bis dreißig Pfennige bei mir, um im Notfall eine Strecke fahren zu können. Den ganzen Tag blieb ich fort, abends kam ich nach Hause, und schließlich war es mir entsetzlich peinlich und kränkend, immer wieder die alten Leute enttäuschen zu müssen, die sehnsüchtig auf gute Nachricht hofften. Als der Winter kam, wurde es noch schlimmer. Ich fror in meiner mangelhaften Kleidung, und wenn man zudem ohne warme

Nahrung den ganzen Tag umherläuft, so erzeugt das eine scheußlich unbehagliche Stimmung. Dann und wann riskierte ich einmal einen Nickel in einer der damals so beliebten Berliner „Kaffeeklappen", wo man noch ein Täßchen des braunen Trankes und eine „Schrippe" für fünfzehn Pfennige erhalten konnte. Am meisten entbehrte ich ein wenig Rauchkraut, denn das Rauchen war von jeher meine Leidenschaft, und mit Begeisterung singe ich noch heute: „Wo man raucht, da magst du ruhig harren, böse Menschen haben nie Zigarren!" Als junger Arbeiter rauchte ich drei Zigarren für zehn Pfennig. Ich wünschte, die Liebesgabenzigarren, die man uns ins Feld sandte, wären so gut gewesen wie diese Dreieindrittelpfennig-Knüller der neunziger Jahre, und gegenüber unseren Achtzigpfennig-„Revolutionszigarren" waren sie geradezu echte Havanneserinnen! Unter diesem Mangel an Mitteln für Zigarren litt ich, wie gesagt, als Arbeitsloser am meisten, und so ist mir ein Vorgang besonders im Gedächtnis geblieben, der zeigt, was für ein armer Teufel man doch damals war. Für irgendeine kleine Auskunft hatte ich von einem Herrn eine sehr vielversprechend aussehende Zigarre bekommen, auf die ich mich besonders freute. Ich nahm sie nun aus der Tasche, um sie eben anzuzünden (es war auf der Jannowitzbrücke) als unten irgendein interessantes Wasserfahrzeug durch die Brücke fuhr. Ich beugte mich über das Geländer, und in dem Augenblick stieß mich jemand unsanft an, so daß die Zigarre meinen Fingern entglitt und in die Spree fiel. — Ich bin selten so unglücklich gewesen wie in diesem Augenblick, und seit

der Zeit gebe ich häufig irgendeinem herumlungernden Manne, der mir arbeitslos vorkommt, eine gute Zigarre, weil ich dann jedesmal an mein damaliges Mißgeschick denken muß. —

Im ganzen war ich dreißig Wochen ohne Arbeit! Natürlich gelang es mir wohl, da und dort einmal auf ein paar Stunden oder auch auf Tage eine kleine Aushilfsarbeit zu erlangen, aber das war ja ein Tropfen auf einen heißen Stein. So trug ich hin und wieder einmal Koffer am Bahnhof Alexanderplatz, oder ich fuhr mit einem Handwagen einen Tag lang Pakete von einem Geschäftshause zum Postamt und was dergleichen mehr ist. Ein paarmal machte ich auch ganz schnurrige Sachen, über die ich heute noch herzlich lachen muß. So wurde ich einst gefragt, ob ich einen kleinen Gasmotor bedienen könnte. Natürlich sagte ich ja, obgleich ich keine Ahnung davon hatte. Ich informierte mich ein wenig und setzte das Ding dann in Bewegung. Der Erfolg war fürchterlich! Mir standen die Haare zu Berge, wie das Untier losraste, und so drehte ich schleunigst den Gashahn wieder zu, worauf wieder alles still stand. Kaum drehte ich wieder ein wenig auf, da ging das Biest wieder durch, und so trieben wir beide es so lange, bis der Besitzer, der jeden Augenblick fürchtete, wir würden gemeinsam in die Luft fliegen, entsetzt angestürzt kam und sich durch einen entsprechenden Obolus von meinen „Dienstleistungen“ befreite. Ein anderes Mal habe ich zusammen mit einem anderen Zeitgenossen, der genau so wenig von der Sache verstand wie ich, eine Stube neu geweißt und gestrichen! Es war grauenhaft für den Besitzer!

Wir waren Vorläufer der pointillistischen Schule und des Kubismus und retteten uns nur durch schleunige Flucht vor einer Schadenersatzklage.

Dann und wann konnte ich aushilfsweise in einer kleinen Druckerei eine halbe Woche arbeiten, und das waren die einzigen Lichtblicke. Weihnachten 1895 stand ich mit selbst zusammengeklebten und modellierten bunten Lampenschirmen (das war damals, als die Petroleumlampe noch überall bei den kleinen Leuten brannte, an der Mode!) unter dem Stadtbahnbogen Alexanderplatz. Meine Schirme stellten nächtliche Gassen vor, mit erleuchteten Fenstern, dem Monde und blinkenden Sternen. Die Fenster usw. waren mit buntem Seidenpapier hinterklebt, so daß das Licht durchschien. Ich stand da und hielt dann und wann eine Kerze hinter die Kulissen meiner Herrlichkeiten, die Stück für Stück eine Mark kosteten, was einem Verdienst von etwa vierzig Pfennigen entsprach. Zum Überfluß wurde ich auch noch von der Polizei verjagt, weil ich keinen Händlerschein hatte.

An diese Szene mußte ich denken, als ich jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, als schmucker Offizier an genau derselben Stelle des Stadtbahnbogens stand und auf die Elektrische wartete. Auf meiner Brust leuchtete das kurz vorher erhaltene Kreuz der ersten Klasse, freudig bewegte Menschen eilten dahin, denn ein großer Sieg wurde von der Front gemeldet. Ein vornehmer alter Herr überreichte mir leuchtenden Auges ein Extrablatt, ein Trupp Soldaten marschierte taktfest, Ehrenbezeigung erweisend, vorüber ... Ich mußte lächeln! Welch ein

Gegensatz gegen damals, wo hier ein blasser, dürftig gekleideter junger Arbeiter stand, mit seinem Lichtchen in der Hand und seinen Lampenschirmen! — Die Welt ist schnurrig, närrischer als ein Narrenhaus. Der äußere Schein ist alles, er ist ein Etikett auf einer Weinflasche ... man kann gewaltig damit betrogen werden. — Ich persönlich weiß von mir, daß ich damals, als armer Teufel, den die Menschen mit seinem Plunder achtlos beiseite schoben, den jener vornehme alte Herr sich gehütet hätte, mit dem Ärmel zu streifen, ein wesentlich besserer Mensch war, als ich es heute bin, denn eine große Menschengüte, ein leuchtender Idealismus, ein fanatischer Rechtlichkeitssinn lebten in mir, alles Dinge, die das rauhe Leben in dieser Reinheit nicht erhalten hat, das uns alle mehr oder weniger zu ärmlichen Kompromißlern macht! —

Das Weihnachtsfest mit seinem Lichterglanz, von dem wir allerdings wenig zu sehen bekamen, verging, und ich lief wieder treppauf und -ab nach irgendeiner Verdienstmöglichkeit. Nichts und immer nichts! —

Wie bitter war mir in all diesen Wochen zumute! Ich war angefüllt mit großen und ethischen Gedanken und sah überall Not und Ungerechtigkeit. In den vornehmen Straßen promenierten reichgekleidete, fröhliche Damen und Herren. Hinter den feinen Gardinen erstklassiger Weinrestaurants sah man schmausende Leute in heiterer Stimmung sitzen, und unsereiner kämpfte Monat um Monat um Arbeit und kroch jeden Abend müde und hoffnungslos in seine Höhle zurück. Mitunter faßte

mich eine ganz verzweifelte Stimmung. Ich sah schon am Äußeren, am Gebaren, daß es sich da und dort bei den vornehmen, schmausenden Nichtstuern und Verschwendern um Menschen handelte, die nicht viel im Kopf hatten, mit einem Vogelgehirn durch die für sie bequeme Welt flatterten. Da sprang mir der Gedanke auf, an ihre Tafel zu treten und zu sprechen von den großen Gedanken, die mich bewegten, zu reden von Sternen und Menschen, von Rechten und von Gerechtigkeit, und sie hinauszuweisen aus den Luxusräumen, von der reichen Tafel, die ihnen nach ihren Leistungen nicht zukam! — In solcher Stimmung werden junge, temperamentvolle Menschen, besonders wenn sie durch Beschäftigung mit geistigen Dingen ein richtiges Gefühl für ihre Lage in der Gesellschaft erlangt haben, leicht zu Anarchisten oder — immer tiefer sinkend — zu Verbrechern! Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, ob wohl die Gerichtsurteile so ausfallen würden, wie sie heute ausfallen, wenn jeder Richter einmal so ein armer Teufel gewesen wäre. Es ist interessant, einmal die Frage zu Ende zu denken, ob es überhaupt mit der hehren Gerechtigkeit vereinbart werden kann, daß Menschen einer Gesellschaftsschicht von Menschen einer anderen Gesellschaftsschicht abgeurteilt werden, die von jenen so verschieden sind wie der Fisch vom Vogel. —

Der Winter ging, und wir waren bereits im April, aber eine dauernde Beschäftigung hatte ich noch nicht finden können. Langsam wurde die Sache unerträglich. Ich wollte daheim nun auch nicht länger zur Last fallen und beschloß, zu wandern, um vielleicht jetzt bei beginnendem

Frühling auf dem Lande irgendetwas zu finden. Um wenigstens ein paar Pfennige in den Händen zu haben, verkaufte ich schweren Herzens für fünf oder sechs Mark ein kleines Mikroskop an einen früheren Schulkameraden, der in der Nachbarschaft wohnte und Interesse dafür hatte. Mit dieser Barschaft machte ich mich dann in Richtung Oranienburg auf den Weg. Es waren trübe und regnerische Tage, und nachts war es noch empfindlich kalt. Trübe und nebelschwer sah es auch in meinem Herzen aus. Ich war seelisch etwas entwurzelt und hatte den Glauben an mich und an die Welt verloren. Sie erschien mir als ein einziges großes Narrenhaus, in dem weniger der, der guten Willens und reinen Herzens ist, als der, der rücksichtslos und gut zu schieben weiß, sein Fortkommen findet. Ich war müde ...

Ein paarmal schlief ich nachts draußen im Walde, um Geld zu sparen, denn die unbekümmerte Wurschtigkeit des rechten „Kunden", des Tippelbruders der Landstraße, fehlte mir noch, und ich war im ganzen etwas schüchtern, so daß es mir schwer fiel, bei Bauern um Nachtquartier und Abendessen anzuklopfen, besonders, als mir das mal mit unfreundlichen Worten abgeschlagen worden war. — Als ich nach mehreren Tagen auch auf dem Lande nichts gefunden hatte und nach einem regenschweren Tage abermals die unsichere Nacht hereinbrach, die mich beim Durchwandern eines einsamen Waldes fand, in dem es melancholisch von den Bäumen tropfte, stand ich hart, ganz hart an der dunklen Klippe, von der aus so viele ins unbekannte Meer der Zeitlosigkeit hineinspringen. Ich war müde ...

Aber Hamlets Wort erwies ſich auch hier als richtig:

> . . . wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
> Der Mächt'gen Druck, der Stolzen Mißhandlungen.
> . . . nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
> Das unentdeckte Land, von des Bezirk
> Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
> Daß wir die Übel, die wir haben, lieber
> Ertragen, als zu unbekannten fliehn.

Die große Wendung

Wenn man in die Zukunft schauen könnte! Wie mancher übereilte Schritt verzweifelter junger Menschen unterbliebe! Wie oft im Leben stehen wir in einer Sackgasse, eine graue Wand steigt himmelhoch vor uns auf, die jede Aussicht, den Sorgen zu entrinnen, zu nehmen scheint. Der Unglückliche, der Verzweifelnde zerschellt den Schädel an dieser Mauer des Verhängnisses, der Hoffende, das Sonntagskind traut seinem Stern, und siehe da! die Mauer erweist sich als eine Nebelwand, die vor den Sonnenstrahlen des Glückes zerfließend sich löst, den Weg frei macht in eine Landschaft, die hinausführt aus der Enge, zu reifenden Saaten. —

Ein oder zwei Tage nach der seelischen Klippe, die ich im vorigen Kapitel beschrieb, glückte es mir, bei einem Gärtner unterzukommen. Ich grub Gemüseland um. Es war eine schwere Arbeit, aber man bekam ein kräftiges Essen, hatte ein Bett in der Bodenkammer und verdiente noch ein paar Mark. Man fühlte sich wieder als Mensch, die alte Sonne stand noch da droben im Blauen, die Vögel sangen, und aus der braunen Erdscholle stieg der herbe Duft kommender Fruchtbarkeit.

Acht bis zehn Tage mochte ich meines Amtes gewaltet haben, als der alte Landbriefträger mir ein Schreiben

in die Hand drückte, das die große Wendung brachte, auf die ich im stillen all die Wochen und Monate gehofft. Ich habe oben erzählt, daß ich als junger Arbeiter einst des Astronomen und Direktors der Berliner „Urania" Dr. M. W. Meyer reizendes Büchlein „Auf der Sternwarte" gekauft, und daß dieses kleine Reclam-Heftchen richtunggebend für mein ganzes Leben wurde. In diesem Büchelchen spricht Meyer davon, daß es zuweilen dem Astronomen auch an bescheidenen Hilfsarbeitern fehle, die ihm zur Hand gingen und so seine Kräfte für wichtige Dinge freihielten. — Nachdem ich einige Monate als Arbeitsloser in Berlin umhergelaufen, faßte ich eines Tages den kühnen Entschluß, an diesen Gelehrten zu schreiben, ihm mein Streben und meine Lage zu schildern und ihm meine Hilfe für solche kleine Arbeiten auf der Sternwarte anzubieten. Ich erhielt darauf von der „Urania" die Mitteilung, daß der Direktor auf Reisen sei und man ihm mein Schreiben nach seiner Rückkehr vorlegen würde. — An jenem Tage, an dem — um mit Christian Morgenstern zu sprechen — der Nebelweber mich im Wald umwebte, an dem ich, verzweifelnd, nahe daran war, der hereinbrechenden Nacht zu entfliehen, um in die ewige zu versinken, war die Antwort auf diesen Brief an mich schon unterwegs und wurde mir nun nachgesandt in diese ländliche Zufluchtsstätte. — Der freundliche Gelehrte forderte mich auf, ihn zu besuchen und alle meine Arbeiten und Instrumente mitzubringen, denn er interessiere sich sehr für die Angelegenheit und möchte den jungen Arbeiter-Astronomen gern einmal kennenlernen.

Wie wurde die Welt mit einemmal so hell und sonnig! Ich ahnte, ich fühlte, daß die Wendung kam, daß ich mich dem Perihel der gewaltigen Bahnellipse näherte, die zu dem Stern meiner Hoffnung führte. Ich hatte inzwischen noch so manches Schriftchen von dem bekannten Astronomen gelesen und daraus entnommen, daß mir hier ein warmherziger Mensch, eine außergewöhnliche Persönlichkeit gegenübertrat, zu der man Vertrauen haben konnte, bei der man Verstehen fand.

In der Tat ist M. Wilhelm Meyer ein ungewöhnlicher, höchst eigenartiger Charakter gewesen, ein Eigendenker, halb Gelehrter, halb Dichter, ein Feuerkopf, ein Revolutionär, dessen oft bizarres Denken nur der richtig beurteilen konnte, der ihn genau sah, seinen Stimmungen und Darlegungen tiefer nachdachte. Es handelte sich hier um eine Persönlichkeit, die so stark von dem typischen Gelehrtencharakter unserer älteren deutschen Schule abwich, daß es nicht verwunderlich ist, wenn sich dieser Mann in Universitätskreisen nicht gerade sonderlicher Beliebtheit erfreute. Dr. Meyer stammte aus Braunschweig und war eines armen Glasers Sohn. Leuten, die in Polizistenart nach der Religion fragen, sei gesagt, daß er kein Jude war, obgleich seine Ablehnung alles dessen, was zopfig ist, sein scharfer Verstand, seine Menschenfreundlichkeit, sein universell-freiheitlicher Geist diese Vermutung nahelegen. — — — Auch er hatte eine schwere Jugend hinter sich, war in jungen Jahren Buchhändler gewesen, hatte dann Astronomie studiert und ist als der Mann zu bezeichnen, der in Deutschland die Wissenschaft von den Sternen in einer bis dahin unbekannten,

alle Welt in ihren Bann zwingenden Weise volkstümlich machte. Die Gründung einer Volksuniversität mit Sternwarte, physikalisch-chemischem Laboratorium, mit Hörsälen usw. schwebte ihm schon vor, als noch niemand bei uns daran dachte. Seine Gedanken trafen sich in gewisser Beziehung mit denen des Direktors der alten Königlichen Sternwarte in Berlin, Professors Foerster, dessen Bestrebungen für Volksbildung, für ethische Kultur ja weithin bekannt sind. So entstand in Berlin die einzigartige Gründung der „Urania", die freilich heute nicht mehr in ihrer alten, idealen Form vorhanden ist. Geldschwierigkeiten, eine gewisse oberflächliche Gleichgültigkeit des „besseren" Publikums, auch Reibungen persönlicher Natur führten dazu, daß man nach und nach das in den ersten Jahren geradezu ideale Institut zurückschrauben, auf eine andere, einfachere Basis stellen mußte. Das enorme Aufsehen aber, das damals diese Gründung machte, die man auch in anderen Ländern nachzuahmen suchte, ist bekannt. Ein Kreis enthusiastischer Freunde der Wissenschaft fand sich da zusammen, und Meyer mit seiner phantasievollen, mitreißenden Sprache, seinen immer neuen Ideen gab dem Ganzen Form und Farbe. Er wurde unterstützt von einer ganzen Reihe gediegener Gelehrter, die auch dann und wann das ihrige taten, den vorwärtsstürmenden Feuerkopf zu zügeln.

Dr. Meyer ist vor einer Reihe von Jahren in Meran vollkommen verarmt und vereinsamt gestorben, aber seine prächtigen Werke werden noch Millionen begeistern. Gleich seinem Lehrer Klinkerfueß in Göttingen, dem hervorragenden Astronomen, auch einem Freidenker,

der sich mit der Regierung überwarf und — von allen Mitteln entblößt — Selbstmord beging, beendete er sein Leben nicht in sonniger Ruhe. —

Wie er einst für seinen unglücklichen Lehrer Klinkerfueß mannhaft eintrat, ein Tun, das ihm die Feindschaft gewisser Kreise eintrug, halte ich es für meine Pflicht, diesem meinem Lehrer und Förderer hier einen Erinnerungskranz zu flechten! — — —

Als ich an jenem Frühlingstage das Schreiben erhielt das mich zum Besuch aufforderte, wußte ich, daß die Wendung kam. Ich führte meine angefangene Arbeit zu Ende, schnürte mein kleines Bündel und eilte auf dem schnellsten Wege heimwärts. Ich ordnete all meine Beobachtungen und Aufzeichnungen, packte meine Instrumente, die — selbst verfertigt — bizarr genug aussahen, zusammen, und dann kam das wesentlich schwierigere Werk, den äußeren Menschen in eine Verfassung zu bringen, die es möglich machte, sich zu zeigen, denn ich glich damals, von der „Walze" kommend, bedenklich einem Strauchräuber. Die lange Arbeitslosigkeit hatte meine an sich schon mehr als bescheidene Toilette arg reduziert, und da ich dem Direktor der „Urania" unmöglich als vagabundierender Gelegenheitsarbeiter gegenübertreten konnte, was doch wohl bei aller sozialen Weitherzigkeit einen ungünstigen Eindruck hervorgerufen hätte, so mußte ich bedeutende Anleihen bei den Toilettestücken der anderen männlichen Mitglieder der Familie machen, was wieder insofern bedenklich war, als die einzigen schwarzen Unaussprechlichen meines guten Alten um nahezu ein Viertelmeter zu kurz waren. Hinter meinen

Kulissen sah es also nicht gerade kavaliermäßig aus, aber ein Rock verhüllte mit der solchen Kleidungsstücken eigenen, großzügigen Diskretion einige Schwächen. ——

Ich war natürlich außerordentlich befangen, denn ich trat zum ersten Male in meinem Leben einem bekannten Manne in einflußreicher Stellung entgegen, der mich noch dazu einer gewissen Prüfung unterziehen wollte. Aber die so überaus liebenswürdige und herzliche Art des Gelehrten gab mir schnell mein Gleichgewicht zurück. Meine Arbeiten gefielen ihm, er behielt sie zu näherer Prüfung, er hörte mein Streben an, war bereit, mir zu helfen, schenkte mir einige astronomische Werke, die mich weiter bilden sollten, gab mir Freikarten zum Besuch der wissenschaftlichen Vorträge und ermutigte mich in jeder Weise. „Warum sollte Ihnen nicht möglich sein," so etwa sagte er, „was vor Ihnen manchem anderen glückte? Gerade in unserer Wissenschaft haben es viele Autodidakten zu hervorragender Bedeutung gebracht. Der große Wilhelm Herschel war in seiner Jugend Militärmusikus und starb 1822 als königlich englischer Astronom. Leverrier, der Entdecker des Planeten Neptun, der später Direktor der Pariser Sternwarte war, hatte vorher den Posten eines kleines Beamten bei der Tabakregie bekleidet. Die hervorragenden amerikanischen Astronomen Newcomb und Hall waren Zimmerleute gewesen, der Sonnenforscher Weber in Pekeloh war Kuhhirt, und der 1881 in Leipzig als Direktor der dortigen kleinen Sternwarte verstorbene Geheimrat Bruhns hatte einst das Schlosserhandwerk erlernt. Freilich, in unserer Zeit ist das alles viel schwerer geworden,

die ganze Welt und alle öffentlichen Einrichtungen sind enorm kompliziert, aber dem Mutigen gehört die Welt, und ich meinerseits will sehen, was ich für Sie tun kann!" — Das etwa war seine Rede.

In der Tat, er hielt Wort! Er verschaffte mir zunächst einen kleinen Posten mit einem bescheidenen Gehalt in der „Urania", so daß ich einigermaßen sichergestellt war, und gab mir vor allem die Erlaubnis, auf der Sternwarte selber, unter Anleitung der Astronomen, zu arbeiten und Studien zu treiben. — Ich erinnere mich noch deutlich des Tages, an dem ich zum ersten Male die Sternwarte betrat. Es war ein seltsam feierliches Gefühl. So ähnlich muß dem Gläubigen zumute sein, der nach langer Pilgerfahrt endlich den Fuß in den geweihten Tempel setzt. Vor mir tat sich die mächtige Kuppel auf, das Riesenfernrohr mit seinen blinkenden Hebeln, Kreisen, Schrauben, Lupen stand vor mir, ich befand mich an der Pforte zur Unendlichkeit, von der aus der kleine Mensch hineintritt in die Sternenräume, von wo er mit seinem Lichtstümpfchen, „Wissen" genannt, hineinzuleuchten sucht in die aschgraue Unermeßlichkeit. Und zum ersten Male erblickte ich dann durch das mächtige Instrument die stille, ferne Welt des Mondes vor mir, mit ihren im Sonnenlicht wie flüssiges Silber glänzenden Bergketten, den in tiefe Nacht getauchten Kraterlöchern und Schluchten; zum ersten Male lag die ferne Weltkugel des Jupiter mit ihren wogenden Wolkenzügen vor mir, umgeben von den vier Monden, die langsam ihre Kreise zogen, wie sie drei Jahrhunderte früher Galilei in Florenz sah, der diese Sternlein zum

Ausgangspunkt seines Kampfes gegen die Lehren der Kirchenväter nahm. — Ich sah die Nebelschleier der Milchstraße sich auflösen in Millionen Sonnen, sah in den fernsten Tiefen des Raumes die Gasschwaden sich winden, aus denen die schöpferische Natur im Laufe unausdenkbarer Zeiten neue Welten, neue Sonnen formt. — Eine feierliche Stimmung kam über mich, ich glaubte, Menschen, die täglich mit diesen Dingen sich beschäftigen, müßten groß und erhaben, fern von allem Kleinlichen sein; ich war noch immer ein Träumer, ein Phantast, ein Kindskopf, denn es zeigte sich, daß man ein Astronom und doch ein Banause sein kann, klein und kleinlich wie ein Krämer. Der tiefe Sinn der Worte Schillers an die Astronomen:

„Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht."

ging mir erst später auf. —

Ich war nun zu einem dienenden Bruder im Tempel der Himmelsgöttin geworden, und das hat mich ungeheuer gefördert. Die „Urania" war und ist ja heute noch eine Volksbildungsstätte im besten Sinne des Wortes. Da war eine große Bibliothek, waren wissenschaftliche Zeitschriften, da wurden von bedeutenden Gelehrten Vorträge über alle möglichen Wissensgebiete gehalten, da waren Experimentiersäle, in denen man selbst physikalische und chemische Vorgänge, die man sonst nur aus Büchern kannte, auszuprobieren in der Lage war. Man traf dort auch überall wissenschaftlich interessierte Leute,

mit denen man diskutieren konnte und so vieles lernte. Am wichtigsten für mich war natürlich die Sternwarte. Ich half den Astronomen nachts bei ihren Arbeiten und durfte selber diese oder jene für mich geeigneten Arbeiten vornehmen. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich in diesem Institut in einem Jahre mehr lernte, als ich bisher in fünf Jahren mir angeeignet, und ich bin all den Herren, die sich damals meiner annahmen, zu größtem Danke verpflichtet. Allerdings geschah das sehr mit Unterschied. Es gab da auch Leute, die mit jener sattsam bekannten studierten Erhabenheit und Geringschätzigkeit auf den lernbegierigen jungen Arbeiter sahen und ihm deutlich zu verstehen gaben, daß sie nicht geneigt seien, die „Schrulle" des Herrn Direktors zu unterstützen. Das trübte denn sehr stark meine Freude, und vor allem hinderte es enorm meine Weiterentwicklung. Mein väterlicher Freund M. W. Meyer hatte alle Hände voll zu tun und konnte sich nicht so recht um mich kümmern. Später hat er oft mit mir über diese Widerstände, die seinen Plänen entgegen waren, gesprochen. Jene lächerliche Überheblichkeit des Akademikers dem Arbeiter, Handwerker, Kaufmann gegenüber hat sehr wesentlich mit zur Verbreiterung der Kluft zwischen den Klassen beigetragen, aus der der Abgrund entstand, in den wir heute alle zu versinken drohen. Das unüberwindliche Mißtrauen, das der Arbeiter diesen Kreisen entgegenbringt, und gegen das ich selbst in diesen Monaten überall in Wort und Schrift ankämpfte, ist verständlich, und es wird lange dauern, bis hier die Sünden langer Zeiträume durch Zusammenarbeit wieder verschwinden werden.

Es ist ja ganz selbstverständlich, daß dem jungen Arbeiter, der da plötzlich auf die Sternwarte kam, auch noch all die Untugenden, die Unausgeglichenheiten seiner Kaste anhafteten, daß es einer interessierten, liebevollen Unterstützung, Belehrung bedurfte, um ihn weiterzubringen. Die fand ich nun leider nicht in genügendem Maße. — Aber es war doch auch eine ganze Anzahl Männer dort tätig, denen ich außerordentlich viel verdanke, wenngleich es ihnen an Zeit gebrach, oder ihr Wissensgebiet meinen eigenen Interessen ferner lag. Der Geologe Schwahn, die Physiker Spieß und Donath, der leider früh verstorbene Biologe Müller, der Leiter des wissenschaftlichen Theaters, Kranz, und mancher andere waren mir behilflich. Viel verdanke ich auch dem ausgezeichneten Privatgelehrten und glänzenden Schriftsteller Adolf Heilborn, der mir freundschaftlich näher trat. Die „Urania" war ja ein Volksbildungsinstitut, und es erscheint eigentlich selbstverständlich, daß man in einem konkreten Fall im eigenen Hause seine Unterstützung lieh. Von allergrößtem Werte wäre es gewesen, wenn Dr. Meyer selbst, als Astronom, sich hätte mit mir beschäftigen können. Das war nach Lage der Dinge nicht möglich. Er war überlastet, um so mehr, als sich das schöne Volksbildungshaus in schwieriger finanzieller Lage befand. Die Sucht nach Äußerlichem, der Hang zu geistlosen Vergnügen, der das Kennzeichen der letzten Jahrzehnte war, verhinderte das Aufblühen. Gehalten wurde das Werk nur durch den Bildungstrieb der großen Arbeitermassen, genau so wie die Volkssternwarte zu Berlin-Treptow. Dr. M. W. Meyer sagte einmal gelegentlich einer Festrede

im wissenschaftlichen Theater der „Urania“ im Anschluß an Äußerungen über die dürftigen Mittel, die dem Institut zur Verfügung standen: „In Amerika überbieten sich die großen Finanzkräfte in der Unterstützung der Wissenschaft, und eben deshalb konnte die Regierung drüben auf eine Subvention dieser Tätigkeit verzichten, und nicht etwa, weil, wie leider in Deutschland, die staatlichen Mittel zu diesen volkserzieherischen Zwecken nicht ausreichten. Bei uns stehen nun augenblicklich die Dinge so, daß weder der Staat noch die Privatinitiative etwas in dieser Richtung tun. Daher kommt es, daß uns oft die schönsten Ideen weggeholt und in anderen Ländern zur vollen materiellen Entwicklung gebracht werden . . .“

Hoffen wir, daß auch in dieser Hinsicht nun die gewaltige Umwälzung eine Änderung schafft, denn die Ereignisse haben uns wohl zur Genüge bewiesen, daß die Durchbildung der Massen bei uns noch sehr im argen liegt! — — —

Zwischen Dr. Meyer und mir bestanden mancherlei Parallelen, wie ich später merkte, und er, der mir als armem, jungem Arbeiter die Hand reichte und mir in die Steigbügel half, hat später mehrfach öffentlich in Wort und Schrift das gleiche zum Ausdruck gebracht und gesagt, unter all seinen Schülern sei ich derjenige, der am meisten berufen sei, in seinem Geiste zu wirken. Er, zu dem ich damals als ein abgerissener und bittender Arbeiter kam, überschrieb später in liebenswürdiger Überschätzung seine Briefe an mich: „Mein lieber Freund und Kollege“. Seine Krankheit und sein dann bald erfolgender Tod (er siechte hin und war vollkommen

mittellos) machten große Pläne zwischen uns zunichte, die den Zweck hatten, in Hamburg ein großes Volksbildungsinstitut zu gründen, mit einer Sternwarte, Physiksälen, Vortragshallen und Lesesälen. Etwa das, was jetzt die Volkshochschulen im besten Falle sein werden. —

Etwa fünf Jahre habe ich meine Tätigkeit in der „Urania" ausgeübt und reiche Gelegenheit gehabt, mich auf allen Gebieten der Naturwissenschaft, insbesondere der Astronomie und ihrer praktischen Ausübung, zu vervollkommnen. Das war nicht immer leicht, denn die nächtliche Tätigkeit auf einer Sternwarte, insbesondere in kalten, langen Wintermonaten, ist in hohem Maße anstrengend, besonders dann, wenn man am Tage nicht seiner Bequemlichkeit leben kann, sondern noch einer Beschäftigung nachgehen muß. Damals schon sah ich ein, daß die Vorstellungen, die man sich in Arbeiterkreisein vom geistigen Arbeiter macht, doch recht schiefe sind, besonders wenn es sich um Leute handelt, die nicht mit irdischen Gütern gesegnet sind, und das ist doch im überwiegenden Maße der Fall. Zu einer Zeit, wo der junge Arbeiter längst etwas verdient, drückt der werdende Gelehrte noch die Schulbank. Dann kommen die Universitätsjahre, die für sehr, sehr viele durchaus keine Bummeljahre sind, sondern Jahre angestrengten Fleißes, von denen die Zukunft abhängt, und dann kommen gewöhnlich abermals Jahre, in denen man mehr oder weniger Famulus ist und noch kein Gehalt bezieht. Endlich kommt eine sehr, sehr bescheidene Anstellung, die gerade so viel auswirft, daß man sich über Wasser halten kann. Der in Arbeiterkreisen gebräuchliche burschikose Ausdruck

vom „Stehkragen-Proletarier“ ist nur zu berechtigt, aber um so ungerechter ist es, den „Mann im besseren Rock“ ohne weiteres als Bourgeois anzusprechen und mißtrauisch zu mustern. Die Sozialdemokratie hält sich auf diese Weise sehr zu ihrem Schaden den geistigen Nachwuchs fern, den sie in großen Zeiten wie den jetzigen, wo uns der kleine Parteisekretär, und mag er als Praktiker in der Parteibewegung noch so viel leisten, nicht vorwärtshelfen kann, dringend braucht. Infolge gegenseitigen Nichtverstehens klafft noch eine tiefe Kluft zwischen dem Handarbeiter und dem Geistesarbeiter. Die Schuld liegt, wie gewöhnlich im Leben, auf beiden Seiten. Die Überheblichkeit des Akademikers, der vergißt, daß man erst schönen Künsten und Wissenschaften nachgehen kann, wenn die Praktiker des Lebens für Brot und Haus gesorgt haben, ist genau so schuld an den unerfreulichen Zuständen wie der Arbeiter, der nicht sieht, daß der geistige Schaffer durchaus nicht das beneidenswerte Dasein führt, das gewisse Äußerlichkeiten vermuten lassen. Ja, heut haben sich die Verhältnisse vollkommen in ihr Gegenteil verkehrt. Die Revolution hat den geistigen Arbeiter zum größten Hungerleider gemacht und dem Handarbeiter Löhne in die Mütze geworfen, die jener auch in besten Zeiten nicht errang.

Das heute so beliebte Wort: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“ darf der Handarbeiter nicht allzu einseitig auffassen, denn wenn der Chemiker und der Ingenieur nicht mehr will, stehen die Räder genau so still. Wenn der heute so schlecht entlohnte Schriftsteller nicht mehr will, aus dessen Hirn ja erst die Gedanken

fließen, die Setzer, Drucker, Buchbinder usw. in Nahrung setzen, steht die große Maschine des Schrifttums ebenfalls still, und mit dem Architekten, dem Kaufmann usw. ist es ebenso. Sie alle aber, die geistigen Arbeiter, sind heute mehr oder weniger Hungerleider.

Wie sagt doch Freiligrath:

„Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
Wer im Felde mäht die Ähren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren . . .
Jedem Ehre, jedem Preis,
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge,
Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt,
Sei nicht vergessen! . . . . . ."

Der Weg zum volkstümlichen Schriftsteller

Man kennt die Geschichte jenes rätselhaften Unbekannten, Kaspar Hauser genannt, dessen Erscheinen im Jahre 1828 in Nürnberg die ganze Welt erregte, und dessen rätselhafte Persönlichkeit, dessen geheimnisvoller Tod noch heute nicht aufgedeckt wurden. Jener Kaspar Hauser kam aus dem Unbekannten in ihm vollkommen Unbekanntes, hatte nicht die geringste Kenntnis von den Menschen, ihren Lebensgewohnheiten, ihren Werken, und alle Dinge nötigten ihm Verwunderung ab, bis er langsam das Weltbild begriff. —

Nicht viel anders ging es dem jungen Arbeiter mit seinen merkwürdig verschrobenen Ideen, als er nun nach und nach die bürgerliche Welt genauer kennenlernte.

Zwei Dinge waren es vor allem, die mir auffielen, die mir immer wieder Anlaß zum Nachdenken gaben. Große Geister hatten die augenfälligsten Rätsel der Welt ergründet, in allen Ländern hatten die Gelehrten über den Aufbau der Welt, über die Stellung des Menschen im Kosmos, über die Ordnung im Naturganzen, über das Werden und Vergehen aller Dinge sich Klarheit verschafft, und die Ergebnisse ihres Forschens waren Gemeingut der Menschheit geworden. Im schreiendsten

Widerspruch aber zu alldem stand der Verkehr der Menschen miteinander, stand der Aufbau des Staates, die Stellung der Staatsbürger. Die Welt wurde nicht nach den großzügigen Forschungen und Gedanken der Wissenschaft regiert, sie wurde geleitet nach primitiven, veralteten Gesetzen. Große Heere standen bereit, wie im Zeitalter der Barbaren, Massenschlächtereien zu veranstalten, der Arme war verachtet, der Arbeiter, der doch erst die Dinge schafft, die das Leben in modernen Formen ermöglichen, galt als gering, der nichtstuende Parasit hingegen für vornehm. Eine Umwertung aller Werte nach der unrichtigen Seite hatte sich eingebürgert, die Gedanken unserer großen Geister, unserer Ärzte, Philosophen, Ethiker, die erhabenen Lehren der Religion, sie alle waren nicht in die Tat umgesetzt. Auf äußerlichen, allzu menschlichen, egoistischen Fundamenten war das alltägliche Leben aufgebaut, ruhte die Gesellschaft, ruhte der Staat, und die Beziehungen der Völker zueinander basierten auf gleichen Anschauungen.

Dabei lernte ich aus meinen Büchern, daß all diese Schäden bereits vor Jahrtausenden erkannt waren, schon von Plato, vier Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung, in ihren Hauptzügen klargelegt wurden, schon damals bis ins einzelne gehende Vorschläge zu ihrer Beseitigung vorlagen. Die technischen Wissenschaften waren fortgeschritten, das Leben war bequemer geworden, aber die Kultur war nicht gestiegen, die Menschheit lag in den alten Fesseln.

War ihr überhaupt zu helfen? Konnte es je besser werden? — Es ergriff mich um jene Zeit ein tiefer

Pessimismus, mehr und mehr aber wuchs der Wunsch, diese und allgemeinwissenschaftliche Gedankengänge öffentlich auszusprechen, sie vor allen Dingen in das Proletariat zu bringen, aus dem ich selbst kam, dessen geistige Not ich kannte und dessen Fortschrittsmöglichkeiten vor allem im Wissen liegen. Hatte ich schon als junger Arbeiter empfunden, daß viele Zustände unter meinen Klassengenossen nur durch ihre geistige Unreife hervorgerufen wurden, so hatte ich nun, beim Wachsen meines Horizontes und bei Verkehr mit anderen, entwickelteren Bevölkerungsschichten immer deutlicher erkannt, daß die Umbildung der breiten Arbeiterschichten das grundlegende Unglück für sie ist, ja, daß ein nicht unerheblicher Teil der Lösung der sozialen und politischen Frage von der Durchbildung der Volksmassen abhängt. Die Interesselosen müßten hierdurch zum Bewußtsein ihrer Lage kommen, ihre allen Fortschritt hemmende Stumpfheit aufgeben, die allzu Radikalen erkennen, daß ihre Forderungen weit über das hinausgehen, was die Gesellschaft zu leisten vermag. Mehr Aufklärung, mehr Bildung fehlte überall. Eine großzügige Weltanschauung, aufgebaut auf kosmischer Betrachtung des Weltganzen, mußte als Unterbau für politische und wirtschaftliche Fortbildung geschaffen, den Volksmassen zugänglich gemacht werden. In ähnlicher Richtung bewegten sich ja schon manche der durch M. W. Meyer in der „Urania“ gehaltenen Vorträge.

Daß in dieser Beziehung nicht zur rechten Zeit mehr geschehen ist, muß als eine schwere Schuld des alten Systems bezeichnet werden. Der Unverstand weiter

Proletarierkreise in diesen Revolutionszeiten, der sich in geradezu wahnsinnigen Forderungen und Streiks dokumentiert, war die Quittung dafür!

Als früherer Arbeiter zu Arbeitern zu sprechen von Wissen und Wissensfreuden, das schwebte mir als Ziel vor. Aber auch die äußeren Verhältnisse zwangen mich auf diese Bahn. Immer deutlicher erkannte ich, daß ich auf dem eingeschlagenen Wege nicht weiterkam. Jahre waren seit meinem Eintritt in die „Urania" vergangen. Mein Förderer M. W. Meyer hatte sich vollkommen mit der geschäftlichen Leitung des Instituts überworfen und in Groll und schweren Herzens seine eigene Schöpfung verlassen. — Das kleine Gehalt, das ich bekam (fünfundsiebzig Mark monatlich!), genügte auch bescheidensten Ansprüchen nicht, und auch an ein Vorwärtskommen in wissenschaftlicher Hinsicht war nicht zu denken.

Von berufenster Seite wurde mir Einblick gewährt in die sehr wenig aussichtsreiche Lage, in der sich schon ein Astronom befindet, der alle vorgeschriebenen Wege gewandelt, alle Prüfungen und Examina bestanden. Ich, der Außenseiter und Autodidakt, hatte schon gar keine Aussicht, als Priester in den Tempel einzutreten. Die Zahl der Sternwarten ist dünn gesät, die Anstellungsverhältnisse sind die denkbar ungünstigsten. Selbst hervorragende Köpfe warten lange auf ein Amt, weshalb denn auch eine ganze Anzahl Studierender der Astronomie die Oberlehrerlaufbahn einzuschlagen gezwungen ist. Da und dort geht auch einer als Versicherungsmathematiker einem weniger idealen, aber wenigstens gut nährenden Beruf nach, und ich habe draußen im

Felde sogar als Offizier einen aktiven bayrischen Kameraden getroffen, der Astronomie studiert hatte und dann das Fernrohr mit der Kanone vertauschte, die ja von außen eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem hat.

In unserem Lande, in dem vor allen Dingen alles seinen abgestempelten Schein haben muß, wo der Mensch ohne Examina nichts gilt, dem von unten Hochkommenden die Welt vollkommen verbaut ist, war an ein Weiterkommen nicht zu denken. Um jene Zeit entstanden in Amerika allenthalben, durch private Millionenstiftungen geschaffen, wundervolle Observatorien mit Instrumenten, die den Neid der Astronomen der Alten Welt erregten, und an diesen Instituten wirkten zum Teil Leute, die nie eine Universität besucht hatten, dafür aber auf dem Gebiete der Himmelsphotographie usw. Hervorragendes leisteten. Dort wäre ich wohl weitergekommen, hier war der Weg nicht gangbar. Ja, wenn sich ein Mäzen gefunden hätte, der mich der Alltagssorge enthob, dann wäre es wohl möglich gewesen, mit weitem Umweg den „vorschriftsmäßigen" Weg zu gehen, aber auch diese Leute sind bei uns dünn gesät, wenn es sich nicht um die Erwerbung eines Kommerzienrattitels handelt oder um eine Kirchenstiftung. Ich habe mein ganzes Leben auf einen solchen Freund der Sternkunde gehofft, genau wie M. Wilh. Meyer, und glaubte, unter all den Millionen Menschen, die meine astronomischen Schriften lasen, mir begeisterte Briefe schrieben, meinen Werdegang kannten, würde sich einmal die Miniaturausgabe eines amerikanischen Mäzens finden, der die bescheidenen Mittel zu einem astronomischen Instrumentarium stiftete.

Indeſſen, wie M. Wilh. Meyer, hoffte ich vergebens! „Amerika, du haſt es beſſer als unſer Kontinent, der alte! . . .“

Ein Weg aber ſtand mir offen, jener, den Guſtav Freytag in der „Verlorenen Handſchrift“ kennzeichnet, indem er ſagt: „Die Wiſſenſchaft iſt wie ein großes Feuer, das in einem Volke unaufhörlich unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekannt ſind. Die einen haben die Pflicht, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen, andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten zu tragen.“ Dieſen Weg ging ich und hatte wohl ein Recht, ja die Pflicht, ihn zu gehen! Seit meinen Knabenjahren hatte ich mich mit der Wiſſenſchaft von den Sternen beſchäftigt, ich hatte jahrelang ſelbſt auf einer Sternwarte die praktiſche Arbeit des Aſtronomen miterlebt, ſelbſt dort gearbeitet. Vor allem aber: Ich war mit unendlichen Mühen den Weg gegangen, der zum Wiſſen führt, ich kannte wie kaum ein anderer populärwiſſenſchaftlicher Schriftſteller die Seele der wiſſensdurſtigen Volksgenoſſen im Arbeitsrock und wußte genau, wie weit ſie zu folgen vermochten und wie man die Dinge ihrem Verſtändnis anzupaſſen hatte. Wie hatte ich ſelbſt unter volkstümlich ſein ſollenden Abhandlungen gelitten, die wohl für irgendeinen gebildeten Mann aus einem anderen Wiſſensgebiet verſtändlich ſein mochten, für den Mann aus dem Volke aber, der — abends müde von der Arbeit kommend — noch ein Buch zur Hand nehmen will, um ſich zu belehren, durchaus unverſtändlich waren. Mit „exorbitanten Phänomenen, die ſporadiſch auftreten“

... kann man nicht kommen, wenn man volksbildnerisch tätig sein will! — Diese Klippen waren für mich natürlich nicht vorhanden. Ich hatte mir mein Wissen selber außerordentlich mühsam angeeignet und war deshalb in der Lage, es leichtfaßlich wiederzugeben.

Als Kuriosum erwähne ich, daß mein erstes Feuilleton in ... Rußland, in russischer Sprache erschien. Auf der Sternwarte hatte ich eines Tages die Bekanntschaft einer vornehmen alten Russin gemacht, der Gräfin Davidoff. Meine astronomischen Auseinandersetzungen hatten ihr besonderes Interesse erregt, und da wir auch in ein politisches Gespräch kamen, stellte sie sich mir als eine Leiterin der revolutionären Arbeiterbewegung in ihrem Vaterlande vor, die es sich besonders zum Ziel gesteckt hatte, die Massen aufzurütteln und geistig voranzubringen. Zu diesem Zwecke war eine Zeitschrift gegründet worden, „Mir Boshi" (Gottes Welt), und ich erhielt den Auftrag, für dieses Blatt eine längere illustrierte Arbeit zu liefern. — Die zweite Abhandlung nahm mir noch der alte Liebknecht auf der „Vorwärts"-Redaktion persönlich ab. In seiner geraden, biederen Art tat er das mit den Worten: „Junger Mann, die Gedanken sind gut, und alles ist klar und verständlich, aber mit der Orthographie hapert es noch da und dort. Na, das wird schon besser werden. Hier sind zwanzig Mark. Sie wollten uns die Arbeit umsonst zur Verfügung stellen, da sie für die Parteipresse bestimmt ist, aber mir scheint, Sie können die paar Mark noch nötiger brauchen als wir. Also nehmen Sie, und lassen Sie recht bald wieder was von sich hören!"

Durch all meine Arbeiten zog sich als roter Faden immer die Tendenz, nicht nur zu belehren, sondern zu erheben, eine kosmische Weltanschauung aufzubauen, das ethische Moment, das in der Betrachtung der Sternenwelt liegt, herauszuarbeiten. Ich war immer ein wenig Poet, und das kam mir bei meinen Arbeiten sehr zustatten. „Die Astronomie" — so sagt einmal der hervorragende Pädagoge Diesterweg — „ist eine erhabene, weil erhebende Wissenschaft. Darum sollte sie keinem Menschen vorenthalten werden." Das Erhabene auch erhaben darzustellen, war von jeher mein Bestreben. In dieser Beziehung war ich ein getreuer Schüler M. W. Meyers.

Ich hatte die Freude, daß meine Arbeiten überall sofort gefielen. Große Tageszeitungen und illustrierte Blätter schlossen mit mir Verträge über periodisch zu liefernde Beiträge ab, man engagierte mich zu Vorträgen, und schnell wurde ich bekannt. So gern ich — insbesondere wegen der Möglichkeit, das Wort durch das Bild zu unterstützen — für die großen illustrierten Zeitschriften arbeitete (hat doch allein Reclams „Universum" über fünfzig reich mit Bildern geschmückte Plaudereien vom Himmel aus meiner Feder veröffentlicht), am liebsten schrieb ich für die großen Volkszeitungen, sprach ich zu meinen proletarischen Brüdern. So hat die „Berliner Morgenpost", die gelesenste deutsche Zeitung, mit ihrer Riesenauflage von vierhunderttausend Exemplaren, allein weit über hundert naturwissenschaftliche Feuilletons von mir veröffentlicht, und nichts hat mich so erfreut als die Anhänglichkeit dieses ungeheuren

Leſerkreiſes. Hunderte und Hunderte von Briefen erhielt ich da von Arbeitern, Kleinbürgern, Frauen und Mädchen, die ſich in all der Not des Tages ein rührendes Intereſſe für die leuchtenden Sterne bewahrt hatten.

Manchmal hatte dieſe Popularität auch ihre Schattenſeiten. Als ich einmal gegen den Aberglauben der Sterndeuterei zu Felde zog, der ſich ja auch jetzt wieder im Berlin des zwanzigſten Jahrhunderts (!!) breitmacht, erhielt ich von einer modernen Pythia aus der Ackerſtraße einen Drohbrief, der einen ganzen Kübel von Injurien auf mich niedergoß und für einige hundert Beleidigungsklagen hingereicht hätte. Als ich ein anderes Mal in einer langen Abhandlung nachwies, daß ein Perpetuum mobile, eine ewig laufende, aus ſich ſelbſt heraus Kraft erzeugende Maſchine, nicht herſtellbar ſei und dieſen auch heute noch da und dort vorhandenen Erfinderwahn zu beſchwören ſuchte, erſchien ein alter Klempnermeiſter bei mir, mit einer ganzen Rolle voll Konſtruktionszeichnungen, Berechnungen, einem ungeheuren Schriftwechſel mit dem Patentamt, der Techniſchen Hochſchule uſw., die den armen Mann alle „beſtohlen, belogen und betrogen“ hatten, und ſuchte mir nachzuweiſen, daß ſeine Erfindung das Rätſel nun endgültig gelöſt habe.

Als ich ihm ſchonend beizubringen verſuchte, daß er im Irrtum ſei und ſich nur ruiniere mit ſeinen Plänen, ernannte er mich feierlich zum größten Idioten des Jahrhunderts, der würdig wäre, Direktor des Kaiſerlichen Patentamtes zu ſein, und verſchwand wutſchnaubend.

— Andre kamen, mit dem merkwürdig funkelnden Blick des Fanatikers, und erklärten, Kopernikus habe sich geirrt, die Erde stehe doch im Mittelpunkt der Welt, die Sonne drehe sich um sie, und auf dem Monde lebten die Seelen der Ungläubigen. Ein Schuhmacher kam mit seiner Schusterkugel und einigen Holzringen und wollte beweisen, daß die Kometen nur Lichtreflexe wären, die die Sonnenstrahlen „auf die Himmelskugel werfen", genau so wie Reflexe von seiner Schusterkugel auf die Zimmerwand geworfen würden. Da er eine sehr energische Haltung einnahm und die Schusterkugel gleich einem Tomahawk über meinem Haupte schwang, wurde ich klein und häßlich und sagte, es könne schon so sein, und er solle nur seine Forschungen darüber fortsetzen. — Geradezu lebensgefährlich aber wurde die Sache eines Tages, als jener Mann zu mir kam, der ja dann später während eines Vortrages auf Bruno Wille ein Attentat verübte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nachdem er bei Wilhelm Bölsche, bei mir und anderen Popularisatoren vergebens Beistand gesucht. — — — Falsch verstandene, zu einem wirren Knäuel im Gehirn verfilzte Gedankengänge haben schon manchen Grübler im Arbeitskittel ins Unglück gebracht. Um so mehr hat gerade der volkstümlich wissenschaftliche Schriftsteller die Aufgabe, sich klar auszudrücken, keine Mißdeutungen aufkommen zu lassen, aufklärend zu wirken.

Weit über sechshundert Feuilletons habe ich in diesen achtzehn Jahren geschrieben, die als Eintagsfliegen in allen Teilen Deutschlands, aber auch in amerikanischen, englischen und russischen Zeitungen und Zeitschriften

erschienen und in ihrer Gesamtheit einige Bände von Lexikonformat füllen würden.

Der Nichtkenner der Verhältnisse im Schrifttum mag daraus vielleicht den Schluß ziehen, daß ich dabei doch ein schwerreicher Mann geworden sein müßte, der Tagesschriftsteller aber weiß, daß der liebe Gott auch hier dafür gesorgt hat, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eines aber erreichte ich freilich dadurch, ich wurde frei, konnte mir einen eigenen Hausstand gründen, mir eine gute Bibliothek anschaffen und eine kleine Privatsternwarte mit ausreichendem Instrumentarium, um einige mich besonders interessierende Spezialuntersuchungen auszuführen. Ich wurde überall bekannt, man interessierte sich für mich, angesehene Blätter brachten Biographien über den gern gelesenen astronomischen Plauderer, der früher einmal Arbeiter gewesen, und schließlich engagierte mich ein bedeutendes Berliner Verlagshaus als wissenschaftlichen Redakteur. Hier leitete ich viele Jahre eine Zeitschrift, redigierte teils allein, teils in Verbindung mit anderen bekannten populärwissenschaftlichen Schriftstellern einige weitverbreitete Werke und erhielt selbst den Auftrag, einige Bücher zu schreiben. Am bekanntesten wurde mein Werk „Aus fernen Welten“*, von dem heute bereits das vierzigste Tausend vergriffen ist und das wohl als die am weitesten verbreitete volkstümliche Himmelskunde bezeichnet werden kann. Auch in England erschien sie in musterhafter Übersetzung

* Aus fernen Welten. Eine volkstümliche Himmelskunde von Bruno H. Bürgel. Verlag Ullstein & Co. In neuer Auflage vor kurzem erschienen.

und Ausstattung*. Leider haben die vielen völkerversöhnenden Gedanken, die darin zum Ausdruck gebracht wurden, in diesen Jahren der Völkerverhetzung wohl kaum wirken können.

Das Werk fand eine glänzende Aufnahme in der Presse. Auch die sonst recht spröden Fachkreise begutachteten es wohlwollend, aber ganz besonders erfreut hat mich die Anerkennung des Altmeisters Haeckel in Jena. Er hatte das Buch irgendwo gesehen und nicht verschmäht, es eingehend zu lesen. Der bekannte Schweizer Anthropologe Hauser, der Haeckel im September 1916 besuchte, erzählt im „Berner Bund": „Vor ihm liegt des jungen Berliner Astronomen B. H. Bürgel Buch, in dem die vielen Lesezeichen und handschriftlichen Anmerkungen beweisen, wie sehr der Meister sich heute noch für alle Gebiete der Naturwissenschaft interessiert. Er empfahl uns das Buch als nützliche Lektüre: Organisches und Anorganisches sind eins . . ."

Der Gelehrte mußte meine Adresse erfragt haben, denn eines Tages, ich war damals schon lange an der Front, brachte mir die Feldpost in die öden Kreideschluchten der Champagne ein Paket, das einige Werke des großen Forschers enthielt. Eines davon trug die Widmung: „Herrn Bürgel, dem denkenden Astronomen, dem verdienstvollen Verfasser der besten volkstümlichen Himmelskunde. Mit bestem Dank für genußreiche Belehrung. Ernst Haeckel, Jena, 6. 10. 1916."

---

* Astronomy for all. Cassell & Co Ltd. London, New York, Melbourne 1911.

Gewiß, man soll derartiges nicht überschätzen, es ist eine kleine Verbeugung, die der König dem Kärrner macht. Aber daß sie überhaupt stattfand, ist immerhin ein Beweis dafür, daß die Darstellung des Gegenstandes den Beifall eines der Berufensten gefunden hatte. —

Noch höher als diese für den ehemaligen Arbeiter gewiß schmeichelhafte Aufnahme seines Werkes durch einen Gelehrten von Weltruf schätze ich den Brief einer schlichten Frau aus dem Volke, der mir zuging. Er ist der schönste Lohn für all die Mühe. Die Gattin dankt darin dem Autor des Buches, das ihrem Manne in den letzten Wochen auf seinem Sterbelager Trost und Erhebung war, das ihn mit der dunklen Nacht des Todes aussöhnte, da doch, wie es in dem Werke heiße, „Sterne selbst werden und vergehen wie die Blumen des Feldes, die der Wind verdorrt hinwegweht . . .“ — Einem stillen Kämpfer, der sich anschickte, unterzutauchen in die ewige Nacht, die letzten Tage noch mit Gedanken über die Größe des Alls, über der Sterne Erglühen und Versprühen erfreut zu haben, das ist mehr wert als alles Lob scharf prüfenden Verstandes. — — —

Neunundneunzig Prozent unseres Volkes holen sich ihr Wissen, ihre Belehrung aus der Zeitung, aus der Zeitschrift oder dem billigen Buch. Ihr Lehrer ist der populärwissenschaftliche Schriftsteller, der die Kunst besitzt, verständlich und unterhaltsam zu schildern.

Dem populärwissenschaftlichen Schriftsteller ziemt dem wirklichen Forscher gegenüber Bescheidenheit, denn er ist nur sein Interpret, wie der Schauspieler und der Musiker Interpreten des Dichters und des Komponisten

sind. Mit Nachdruck aber muß man sich wehren gegen die zum Klischee gewordene arrogante Ablehnung, die der Populariſator bei den kleinſten wiſſenſchaftlichen Tagesarbeitern findet, die in irgendeinem Staatsinſtitut ihre keineswegs welterſchütternden Fädchen ſpinnen. Vergeſſen wir doch nicht, daß das Volk die Mittel für all dieſe Stätten aufbringt und ein Recht darauf hat, zu wiſſen, was denn nun dort geſchieht. Jede Wiſſenſchaft iſt ungemünztem Golde zu vergleichen, wenn ſie nicht ins Volksganze dringt. Das Publikum wäre gar nicht aufnahmefähig für die Errungenſchaften der Wiſſenſchaft, wenn der volkstümliche Mittler nicht vorgearbeitet hätte. Männer wie Wilhelm Bölſche, M. Wilh. Meyer, Francé, Theſing, Zell, Linke, Heilborn und wie ſie alle heißen, die in tauſend und aber tauſend Kanälen Wiſſen in die breiten Maſſen leiteten, haben unendlich viel mehr getan für die Verbreitung von Kultur als der ewig gegen die „Verbreitung von Halbbildung“ zeternde „ernſte Gelehrte“, der ſeit zwanzig Jahren Unterſuchungen über den Verdauungsapparat der Stubenfliege anſtellt. Das Wort, das einmal von berufener Stelle fiel: „Jeder Zaunkönig des Spezialiſtentums dünkt ſich hoch erhaben über jeden, der ſeine Blicke über die Pfähle der Fachſimpelei hinwegtragen kann,“ hat ſeine Berechtigung. Halbbildung iſt noch immer beſſer als Unbildung! Als in Rußland und Süditalien vor zwanzig Jahren die Cholera wütete, wurden die Ärzte und Desinfektionskolonnen in den Dörfern und kleinen Städten mit Heiligenbildern erſchlagen. Ich glaube, daß dieſe Szenen ſich unter Halbgebildeten nicht ereignet hätten.

Laßt uns mit allen Mitteln weiterarbeiten am großen Werk der Volksbildung, laßt uns eine großzügige Weltanschauung aufbauen in den Hirnen und Herzen, eine Weltanschauung, der das Kleine, das Engherzige der Unduldsamkeit und Überhebung fremd sind. Dann werden wir weder Kriecher noch Unterdrücker haben und ein Volk, das im besten Sinne sozial denkt!

Auf der Universität

Es gibt eine große Klippe in der wissenschaftlichen Weltanschauung, an der — besonders in unserer zum Materialismus neigenden Zeit, die das Äußerliche, das Gegenständliche dem rein Geistigen vorzieht — vor allem der Autodidakt, der Mann aus dem Volke, der nach einer Weltanschauung ringt, leicht scheitert, ja, die er in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht sieht, da sie zum Teil nicht einmal von den Akademikern erkannt wird. Es ist die Klippe des krassen Materialismus, der Überschätzung des Naturwissenschaftlich-Technischen, das oft genug mit einem eleganten Bogen über die größten und tiefsten Probleme des Weltganzen hinwegspringt und ihnen „mit Hebeln und mit Schrauben", wie Goethes Faust sagt, beizukommen wähnt.

Auch ich zog lange Zeit in dieser Bahn dahin und glaubte, die Naturwissenschaft hätte den lieben Gott sozusagen in der Tasche, und sie hätte ihm all seine Rätsel abgelauscht, wie der vorwitzige Knabe, der hinter die Kulissen des Jahrmarktzauberkünstlers geblickt. Wie ein Schneesternchen sich bilden muß, wie es das Samenkorn anfängt, sich so und nicht anders zur Pflanze mit all ihren komplizierten Organen zu entwickeln, wie der Magnet mit unsichtbaren Fingern das Eisenstück ergreift (um nur

diese paar alltäglichen Wunder zu nennen), das schien mir von der Naturwissenschaft restlos „erklärt".

Von diesem Glauben, der auch eine Art Aberglauben ist, abgekommen zu sein, das verdanke ich dem Universitätsstudium.

Meine schriftstellerische und redaktionelle Tätigkeit brachte mich auch mit einem unserer bedeutendsten Universitätslehrer in Berührung, dem langjährigen Direktor der Berliner Königlichen Sternwarte, dem Geheimrat Foerster.

Das Wirken dieses Mannes ist ja überall bekannt. Er ist einer der Mitbegründer der „Urania", von ihm stammen viele Volksbildungsbestrebungen, und als Vorsitzender der „Gesellschaft für ethische Kultur" hat der Gelehrte schon vor Jahrzehnten für die Verwirklichung von Gedanken gekämpft, die nun, allzu spät, von allen Seiten als einziges Mittel zur Gesundung der kranken Menschheit unter den Trümmern des Weltkrieges und der Weltrevolution hervorgesucht werden. —

Ich hatte das Glück, dem Gelehrten, dem Nestor der deutschen Astronomen, bei der Herausgabe seines Werkes „Die Erforschung des Weltalls" kleine Handreichungen erweisen zu können, und besuchte ihn einige Male auf der Sternwarte. Der philosophische, alle Dinge in ihren tiefsten Zusammenhängen sehende Geist Foersters machte auf mich einen eigenartigen Eindruck. Ich mußte mir gestehen, daß ich bisher eigentlich ein ziemlich rohes materialistisches Weltbild in mich aufgenommen hatte, und ich sprach einmal mit dem Gelehrten darüber. Er, der meinen Lebensgang kannte, riet mir dringend, noch

jetzt die Universität zu besuchen, vor allem auch philosophische Kollegs zu hören, um mein sehr ungleiches und etwas zusammenhanglos erworbenes Wissen zu einem geschlossenen, vertieften Weltbilde abzurunden.

In der Tat bezog ich mit Unterstützung Geheimrat Foersters, der für mich den Weg geebnet, die Berliner Universität im Alter von achtundzwanzig Jahren und hörte dort eine Reihe Semester naturwissenschaftliche und vor allem auch philosophische Vorlesungen. Die Astronomen Foerster, Scheiner und Markuse, die Physiker Lummer und Starke, der Meteorologe Börnstein, die Philosophen Dessoir, Lasson und Menzer waren in der Hauptsache meine Lehrer.

Es war doch ein eigenes Gefühl, als ich zum erstenmal das große Gebäude Unter den Linden betrat, vor dem ich so oft als Junge und als Arbeiter gestanden, aufblickend zu Alexander von Humboldt. — Da saß ich nun wieder, ein reichlich alter Schüler, auf der Schulbank, die eine so große Ähnlichkeit hatte mit der auf meiner Dorfschule und auch genau so von lustiger Studentenlaune mit Karikaturen bekritzelt war. Und inmitten all dieser unbekümmerten akademischen Jugend kam ich mir selber wieder verjüngt vor, aufgelegt zu lustigen Streichen. — Wenn ich mir heute meine Kollegshefte aus jenen Tagen ansehe, kann ich nur den Kopf schütteln. Da finden sich neben mathematischen Riesenformeln und schwierigen philosophischen Theoremen alle meine Universitätslehrer karikiert. Der Patriarchenbart Foersters, das glänzend kahle Haupt von Markuse, das runde Bäuchlein Scheiners, die immer wieder neuen farbigen

Westen Dessoirs reizten meinen Zeichenstift. Da und dort sind auch Vorlesungen ausgelassen, und wenn nicht das Wort „Gebummelt!“ dahinterstände, würde ich heute meinen, ich sei zu stark beschäftigt gewesen. Mit einem mir ganz Unbekannten, der wer weiß wann zu wer weiß welchem Kolleg auf meinem Platze saß, führte ich irgendeine lustige Korrespondenz, die wir beide mit Tinte auf das Schreibpult schrieben, und neben der dann zuweilen, von dritter unbekannter Hand, wieder eine zusammenfassende Kritik durch Worte wie „Idioten“ oder „Kaffern“ zum Ausdruck gebracht wurde. — Man sieht, die alten Kirchenväter hatten recht, wenn sie den Alternden empfahlen, sich mit Jugend zu umgeben, um selber wieder jung zu werden. Sehr deutlich erinnere ich mich noch des geradezu niederschmetternden Eindruckes, den das erste Kolleg auf mich machte. „Logik und Erkenntnistheorie!“ Hätte der betreffende Herr Chinesisch gesprochen, es wäre genau so gut gewesen, denn ich verstand auch nicht einen einzigen Gedankengang und war außerordentlich niedergeschlagen, weil ich verzweifelte, das je zu kapieren. Ich habe es in der Tat lange Zeit nicht erfaßt und war nur dadurch etwas getröstet, daß ein Nachbar, den ich fragte, ob er dem Vortragenden folgen könne, mit bierehrlicher Ruhe erklärte: „Kein Bein!“ Er benutzte die Zeit, um unter dem Tisch einen ... Bückling abzuledern und zu verzehren, eine Tätigkeit, die ja auch ohne Erkenntnistheorie vonstatten geht!

Nach und nach fühlte ich mich hinein, aber ich gestehe offen, daß ich auch heute noch der Ansicht bin, daß man vieles im stillen Kämmerlein aus dem Buche besser lernt

als im Vortrag. Die experimentellen Vorlesungen im Physikalischen Institut freilich sind ja auf solche Weise nicht zu ersetzen, aber anderes doch sehr wohl. Dennoch war mir der Besuch des Institutes von außerordentlichem Nutzen, und gerade das, was mir Geheimrat Foerster vorausgesagt, trat ein: Ich bekam langsam eine andere Weltanschauung. Mehr und mehr begriff ich die Gedankengänge Platos, Kants, Schopenhauers, und eine Umwandlung meines ganzen Denkens trat ein. Die Errungenschaften der Naturwissenschaft, die mir vordem als ein erzener Block erschienen, kamen mir nun wie eine sich langsam umformende Nebelmasse vor, die in ihrem Innern Kerne barg, die man mehr ahnen als sehen konnte, und die Welt erschien mir mit einem Male unendlich viel komplizierter, als ich sie bis dahin angesehen hatte. Ich landete endlich beim „Ignorabimus" Emil Du Bois-Reymonds. Immer deutlicher wurde mir, daß die Naturwissenschaft nur die Dinge beschreiben, die Erscheinungen untersuchen kann und gewisse Zusammenhänge aufzudecken vermag, daß sie aber ins Innere, in den Kern, in die Welt des wirklich Wirklichen nicht einzudringen vermag und es hier ewig heißen wird: „Wir werden nicht wissen!"

Dieser Eindruck hat sich bei mir, je älter ich wurde, vertieft, und er ist auch meiner populären Darstellung wissenschaftlicher Dinge zugute gekommen. Die Gefahr, zur Verbreitung von Halbbildung und oberflächlicher Weltanschauung beizutragen, wurde dadurch wesentlich vermindert. Aber auch meine eigene kleine Welt wurde durch immer tiefere Beschäftigung mit philosophischen

Problemen reicher, schöner, ausgeglichener. Die Eitelkeit so vieler Dinge, auf die wir übergroßen Wert legen, wurde mir klar, und ich lernte die Dinge nach ihrem wahren Wert messen, die Torheit des Alltags begreifen und verachten. —

Ich fand manchen prächtigen jungen Menschen auf der Universität und verbrachte manche frohe Stunde im Kreise unbekümmerter Studenten, die dem ehemaligen Arbeiter und Autodidakten durchaus freundlich und hilfsbereit gegenübertraten, wo ihm das Einfühlen in die gar zu ungewohnte Materie schwierig wurde. Sie gaben mir viel von ihrem noch nicht durch Lebensnöte beschwerten Humor, und ich meinerseits hatte dann und wann Gelegenheit, mit meiner reiferen Erfahrung auszuhelfen. Jedenfalls benahmen sich diese jungen Leute mir gegenüber weit verständiger als vorher und nachher so mancher Mann mit Amt und Titel, dem der wider alle Herkömmlichkeit aufgezäumte Außenseiter, der sich da ins Feld schob, unbequem war, „denn wohin sollte es schließlich führen, wenn jeder Arbeiter mittun wollte!“ —

Wir wollen hoffen, daß die Revolution die Verfechter dieser sozialen Anschauung ein für allemal in die Defensive zurückgeworfen hat, denn die Welt, die sie aufbauten, ist unter Donnergepolter zusammengestürzt, ein Beweis dafür, daß sie absolut nicht zu Baumeistern berufen waren. —

Einen großen Eindruck machte es auf mich, wie außerordentlich fleißig und gewissenhaft die weiblichen Studierenden bei der Sache waren. Auch der Blinde sah,

daß sie darin die männlichen Hörer bei weitem übertrafen. Allen voran aber stand die russische Studentin. Trotz ihrer meist großen Schönheit armselig gekleidet, unglaublich genügsam, von eisernem Fleiß, geistvoll und mitten im gefährlichen politischen Kampf. Das erste Weib, das mir tiefe Achtung abnötigte, wenn ich es verglich mit den verputzten oberflächlichen Dämchen, die da überall Unter den Linden umherwimmelten, und zwischen denen die Russinnen wie unscheinbare graue Nachtfalter ernst ihres Weges zogen. All das interessierte mich stark, und ich habe zu jener Zeit einen tiefen Einblick getan in die unglaublich armseligen Lebensverhältnisse dieser geistigen Minierarbeiter des Reiches im Osten. Der geringste Erdarbeiter hätte es abgelehnt, so zu wohnen, zu essen wie jene russischen Studenten männlichen und weiblichen Geschlechts. Aber ein heiliges Feuer glomm in ihnen, ließ sie einander mit einer wahrhaft großzügigen Brüderlichkeit aushelfen. Menschen von seltener Eigenart — viele jüdischen Glaubens waren darunter —, und sie alle einte nicht nur das Studium, nicht nur Armut, Rasse und Volksgemeinschaft: ein Wille und ein Streben schmolz sie zusammen, der, das Rußland der Knute, der Dunkelheit, des Zarismus zu beseitigen und einem großen Volke die Freiheit und das Licht zu bringen. Ich empfand eine hohe Achtung vor diesen „Schnorrern und Verschwörern", die der speichelleckende Polizeigeist preußischer Politik dem Väterchen Zar nach der russischen Revolution wieder in die Hände spielen ließ, zu beliebiger Verwendung. Kein Wunder, daß diese Kreise, als das Zarentum gestürzt war, mit wütender

Energie ein Preußentum bekämpften, das ihnen so verhängnisvoll geworden war! — —

Ich traf viele arme Teufel auf der Universität und beim Arbeiten auf der Bibliothek, Studenten, die sich kümmerlich durchschlugen und von Tag zu Tag um ihr Mittagessen kämpften, gewann Einblicke in die vielfach recht bedrängte Lage der Privatdozenten und lernte auf der Königlichen Bibliothek jene sich täglich ihren geringen Lebensunterhalt zusammenschreibenden Schriftsteller kennen, die der Engländer „Penny-a-liner" nennt. Da sah ich, daß es Leute gibt, die nicht die blaue Bluse tragen und jämmerlicher leben als der kleinste Handlanger.

Ich habe in diesem Büchlein mehrfach die arbeitende Klasse, ihre wenig beneidenswerte Lage, ihr Bestreben nach Teilnahme an den Freuden der Welt, ihre Ziele verteidigt und ihr Denken und Fühlen denen nahezubringen versucht, die in anderen Etagen des sozialen Gebäudes wohnen.

Die Billigkeit verlangt es, nun aber auch denjenigen meiner Leser, die einfache Arbeiter sind, wie ich es war, zu sagen, daß ich die bürgerliche Welt denn doch wesentlich anders fand, als ich sie mir als Arbeiter vorgestellt hatte. Wenn ich mich in einem früheren Kapitel über den Spießer lustig machte, der im Sozialdemokraten den Mann mit der Ballonmütze und der Schnapsflasche sieht, der „teilen" will, so muß ich andererseits sagen, daß der „Bourgeois" durchaus nicht „sich vom Schweiße des Arbeiters nährt", Nichtstuer ist, sich mit Schmuck behängt und von Sekt und Austern lebt. Gewiß, es gibt auch solche Leute, aber sie sind eine unendlich dünne Schicht,

genau so dünn oder noch dünner als die Ballonmützenbrüder mit der Schnapsflasche! Ich habe gefunden, daß auch im bürgerlichen Lager schwer und rastlos gearbeitet wird, freilich mit viel mehr Nutzeffekt als beim Arbeiter, und daß die Sorge dort nicht ganz so unbekannt ist, wie man das als Arbeiter vermutet. Ein ganz beträchtlicher Teil des Bürgertums lebt durchaus nicht besser als gutbezahlte Arbeiterkreise, ja, unter den Beamten, freien Berufen (Malern, Bildhauern, Schriftstellern, Privatgelehrten), unter Ingenieuren usw. findet man sehr viele Leute, die sozial viel ungünstiger dastehen als der Durchschnittsarbeiter und ohne jede Organisation dem Kapital mit gebundenen Händen gegenüberstehen. Die Zustände während des Krieges und während der Revolution haben ja jedem Einsichtigen deutlich genug gezeigt, was für verborgenes Elend ein schwarzer Gehrock und ein sauberes Vorhemd nach außen decken muß! —

„Ja," sagt nun der Arbeiter, „dann sollen sich doch diese Kreise uns anschließen, aber sie tun es nicht, weil wir ihnen nicht vornehm genug sind!"

In der Tat gibt es solche Leute. Ich habe ja selbst auf den „Akademikervogel" hingewiesen, aber es liegen in der Hauptsache doch andere Gründe vor. Sehr viele Leute sind durchaus nicht der Ansicht, daß uns der Sozialismus zu besseren Verhältnissen führt, und man muß ihre Auffassung genau so achten, wie wir Sozialisten wünschen, unsere geachtet zu sehen. Ein anderer Teil glaubt zwar an die Zukunft unserer Ideen, hält aber die große Masse nicht für reif. (Die Zustände nach Ausbruch der Revolution haben diesen Eindruck gewaltig verstärkt.

Die Spartakuswirren haben die Revolution in diesen Kreisen in einer gar nicht wieder gutzumachenden Weise diskreditiert.) Auch das Verhalten vieler Arbeiter, der mehr als rauhe Ton stößt sie ab, verhindert jene Bürger, den Arbeiter als einen gleichwertigen Volksgenossen zu betrachten. Nicht die kalkbespritzte Bluse, nicht die schwielige Hand verachten sie, sondern das vielfach unwürdige Benehmen. — Daß die schlechten Schul- und Wohnungsverhältnisse und manches andere daran schuld sind und den Arbeiter um eine gute Kinderstube bringen, wird freilich nicht genügend berücksichtigt. Immerhin sollte der einzelne Proletarier mehr an sich arbeiten und auch die Partei mehr aufklärend wirken. Alles das wird freilich nun die neue Zeit erleichtern.

Schließlich aber gibt es im sogenannten bürgerlichen Lager viel mehr Sozialisten, als der Arbeiter denkt, und er sollte sich dessen freuen, denn die Partei kommt nicht weiter, wenn ihr für tausend Ämter der geistige Nachwuchs fehlt, den die Reihen der Arbeiter zwar in einem Jahrzehnt, nicht aber heute schon stellen können! — Viel mehr Bürgerliche indessen würden sich unserer Fahne anschließen, wenn die Arbeitermassen eine nationalere Politik trieben. Es ist ein schwerer Fehler, daß das Wort national bei uns nur unter dem Gesichtswinkel Kaiserismus, Militarismus, Alldeutschtum betrachtet wird. Lernen wir von den Sozialisten der Ententeländer, daß man ein überzeugter Sozialdemokrat sein kann und doch ein Patriot, ein Mann, der sein Vaterland liebt und für seinen Schutz und seine Rechte eintritt gegen alle Welt, wenn es sein muß. Das bedeutet durchaus nicht den

Kampf gegen das Proletariat andrer Länder, durchaus nicht Preisgabe des Ideals der „Internationale“. Solange das Proletariat der andern Länder noch nicht in der Lage ist, die Politik seiner Staatsmänner zu beeinflussen (wie eben jetzt!!), sind wir gezwungen, uns selbst zu schützen! — — —

Der Fluch der proletarischen Geburt, der für alles Aufwärtsstreben einen enormen Kräfteverbrauch bedingt, der immer wieder die Entwicklung unterbricht, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse eine Hemmung nach der anderen hervorrufen, zog sich als Leitmotiv durch mein ganzes Leben. Er nötigte mich auch nach etwa zwei Jahren, mein Studium an der Universität abzubrechen. Ich hatte bisher im Leben unter ungünstigsten äußeren Verhältnissen mit höchster Energie gearbeitet und dabei besonders in den Jünglingsjahren der Maschine nicht immer die nötige Heizung zugeführt. Das viele nächtliche Arbeiten, die Jahre auf der Sternwarte, der neben meinem Beruf mit größter Energie durchgeführte Besuch der Universität, der dazu führte, daß ich jahrelang nicht dazu kam, meine Mahlzeiten innezuhalten — das alles führte schließlich, als ich auch noch die Mitredaktion an einem vielbändigen Werk übernommen hatte, zum Zusammenbruch. Eine schwere nervöse Erschöpfung verlangte gebieterisch ein sofortiges Ausspannen.

Langsam, im Laufe vieler Monate erholte ich mich wieder. Seit meinem vierzehnten Lebensjahre hatte ich ununterbrochen ohne jede Ausspannung angestrengt gearbeitet, Werktags und Feiertags. Das Manometer

meiner Maſchine hatte jahrelang ſtändig über dem roten Strich geſtanden, nun endlich kamen Wochen der Ruhe, einer erzwungenen, notwendigen Ruhe.

Ich verließ zum erſten Male in meinem Leben Berlin, machte — im Alter von zweiunddreißig Jahren — meine erſte Reiſe und vergrub mich in den ſtillen Bergwäldern des Harzes. Und auch das wurde mir zu einer Offenbarung! Die Größe und Schönheit der Mutter Erde trat mir zum erſtenmal gegenüber, ich empfand mit elementarer Stärke, wie weit wir Großſtädter im ſteinernen Labyrinth unſerer Straßen, durch die unaufhörlich der Verkehr donnert, in denen unausgeſetzt eine zu Sekundenjägern gewordene Menſchheit haſtet, wie weit wir von den Quellen der Natur entfernt ſind, dort, wo ſie am tiefſten rauſchen. Ich begriff den Wunſch des Philoſophen, der ſich als höchſtes und reinſtes Erdenglück erträumte „eine Hütte im Hain und eine Quelle nahe dem Hauſe!“ — —

Als Gemeiner und Offizier im Weltkriege

Die Jahre kamen und gingen und waren voll Mühe und Arbeit, aber ich hütete mich fortan, die Maschine zu überheizen. Still und zurückgezogen lebte ich weit draußen am Waldkranz, der die unruhige Millionenstadt umgibt, schrieb meine Bücher, meine Feuilletons und beschäftigte mich mit einem interessanten astronomischen Problem, als plötzlich das Fanal aufflammte, das die größte Katastrophe der Geschichte ankündigte.

Ich glaube nicht, daß es einen Menschen auf der Welt gibt, dem der Gedanke an einen Krieg zwischen zivilisierten (ach, so unzivilisierten!) Völkern wahnsinniger erschien als mir. Bei dem Gedanken daran tauchen vor meinem Auge die Millionen Sonnenschwärme der Milchstraße auf, wird die Erde zum Staubkorn im All, wird die Menschheit zu Bakterien, die sich auf der Schale eines faulenden Apfels ansiedelten. Mit den Grundsätzen des internationalen Proletariats in Übereinstimmung, war auch ich von jeher der Ansicht, daß die Völker gemeinsam den Erdball bewirtschaften sollten in friedlichem Wettbewerb und im Austausch ihrer Landesprodukte. Keinen Augenblick aber war ich im Zweifel, daß all dies noch ferne, ferne Sphärenmusik sei, daß es

so kommen würde, wie es immer kam, daß die Herrschenden, die Kabinette, die oberen Zehntausend nach ihrem Gutdünken handeln würden und die Völker mit den alten Mitteln hineinreißen in die Katastrophe. Ich wußte, daß auch unser Land reichlich Schuld hatte an der Zuspitzung der ganzen Lage, ich wußte aber auch, daß es seit Jahrzehnten in Abwehr stand gegen einen sich immer verengernden Ring von Gegnern.

Niemand, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte kritisch und vorurteilsfrei liest, kann zu einer anderen Auffassung kommen, und es ist bedauerlich, daß die Sozialdemokratie den breiten Massen nicht in der Parteipresse und durch Parteibroschüren ein großzügiges Bild der internationalen Lage, wie sie in Wirklichkeit sich darstellte, vermittelt hat. Die „Internationale" konnte die Situation nicht mehr retten. Sie war dazu noch viel zu kraftlos, und die Träume und Hoffnungen, die sich daran in Arbeiterkreisen knüpften, waren schön, aber leider zu schön, um Tatsachen zu werden. Ich stimme in dieser Beziehung vollkommen mit dem überein, was einer der fähigsten Köpfe der Partei, der Reichstagsabgeordnete Dr. Lensch, in seinem ungemein geistvollen Buche „Die Sozialdemokratie, ihr Glück und Ende" über diese Dinge sagt. Die unerhörten Bedingungen, die von der Gesellschaft m. b. H. zur Vernichtung Deutschlands jetzt uns auferlegt werden, die geradezu mittelalterlichen Grausamkeiten, die durch die Hungerblockade mit kühlster Herzlosigkeit gegen ein Volk begangen werden, das sich mit beispielloser Tapferkeit gegen eine Welt gewehrt hat und dann selbst alles das beseitigte, das man

im Auslande mit mehr oder weniger Berechtigung als übermilitaristisch und bedrohend ansehen konnte — dieses Verhalten der Sieger, meine ich, zeigt wohl auch dem unentwegtesten Bewunderer des Auslandes und schärfsten Schmäher unserer eigenen Sünden, daß man in den leitenden Kreisen denn doch das uns drohende Schicksal sehr richtig eingeschätzt hatte.—

Hermann Stegemann, der weltbekannt gewordene Kriegsberichterstatter des Berner „Bund", sagt in seiner Geschichte des Krieges sehr richtig, daß es das Unglück Deutschlands war, zu spät geboren worden zu sein. Die Welt war schon in der Hauptsache verteilt, und der nun hinzukommende Deutsche wurde überall als lästiger Konkurrent empfunden, gegen den man sich mit allen Mitteln wehren wollte. Das ist in der Tat der allerletzte und tiefste Urgrund all unsrer Verwicklungen. Auch der leidenschaftlichste Sozialdemokrat aber muß einsehen, daß das für unser so enorm wachsendes und zum Licht drängendes Volk kein Grund sein konnte, im Schatten zu verkümmern. Deutschland war in gewisser Beziehung dem armen Proletarier zu vergleichen, der in enger, dumpfer Kellerwohnung mit einer großen Kinderschar hausen soll, während im Vorderhause große, sonnige, ihren Bewohnern Überfluß an Bequemlichkeit bietende Wohnungen vorhanden sind, von denen bei gerechtem Denken und gutem Willen sehr wohl eine Kammer für den Mann im Keller abgetreten werden könnte. Soll der Mann im Keller nun, weil jene ihm drohen, auf sein Recht an den Gütern der Welt verzichten? Ich denke nein! Und Gewalt

gegen Gewalt, wenn man mir meinen Platz an der Sonne verweigert! — —

So war ich in jenen Augusttagen des Jahres 1914 trotz meiner politischen Gesinnung fest von der Gerechtigkeit unseres Krieges überzeugt, und bin es trotz aller Leiden, die er auch mir gebracht, auch heute noch! Denn es handelt sich gar nicht um die serbische Frage, in der wir und unsere Freunde vielleicht zu scharf waren, es handelt sich um die unabwendbare Auseinandersetzung, auf die die Entente seit Jahren und Jahren hingearbeitet und die jetzt vielleicht noch aussichtsreicher für uns war als zwei Jahre später. Angedroht war sie uns ja mit unverblümter Offenheit auf Banketten von Staatsmännern und Generalen in Ost und West!

„Das Wort sie sollen lassen stahn!" — —

Wie kümmerlich und stümperhaft aber müssen die Männer seit Jahrzehnten gearbeitet haben, denen das Wohl und Wehe unseres ehrlichen, fleißigen, intelligenken Volkes anvertraut war, wenn es dahin kommen tonnte, daß dieses Volk vereinsamt und verlassen, geschmäht und verachtet dastand, als fast der ganze Erdball sich gegen uns erhob! — —

Mit Begeisterung, aber auch mit Trauer, mit Trauer um das Schicksal der an ihrer eigenen Unvernunft zugrunde gehenden Menschheit, sah ich unsere Heere ausziehen. Viele sahen es so, die sich heute der Begeisterung schämen und durch möglichst breite rote Krawatten, die bei ihnen vor dem Kriege noch unpopulär waren, ihr Empfinden von Anno dazumal zu verdecken suchen. Ich

glaube nicht, daß durch solche Gesinnungschamäleons der Arbeiterpartei wertvolle Mitkämpfer gewonnen werden. Der alte Bebel hätte in diesem Kriege sein Wort, in einem gerechten Feldzuge selbst noch die Flinte auf den Buckel nehmen zu wollen, wahrgemacht und hätte sich später dieses heiligen Zornes nicht geschämt!

Von jeher sind mir die Menschen zuwider gewesen, die sich mit tausend Entschuldigungen nachträglich der Begeisterung schämen, die sie in wichtigen Lebensmomenten einer Sache entgegenbrachten, die sich nachher vielleicht als ein Mißgriff, als ein Fehler erwies. „Achtung haben vor den Träumen seiner Jugend," nicht irrewerden, wenn der vom Rathaus klüger Zurückkommende uns mit auf Eis gestellter Logik beweist, daß wir mit unserer Begeisterung auf dem Holzwege waren! Das menschliche Leben ist eine Kette von Irrtümern; ich wenigstens muß für meine Person sagen, daß ich im Leben unzählige Dummheiten begangen habe.

Ich habe mir leider, gleich den Millionen und aber Millionen, diese patriotische Freudigkeit im Verlauf des Krieges nicht erhalten können. Es bedurfte der ganzen unglaublichen Ungeschicklichkeit, die unsere Regierung in der Behandlung des ganzen Volkes an den Tag legte, um es in fast allen seinen Schichten, im Heere wie in der Heimat, zu erbittern und zu verletzen. Ich habe Leute gekannt, die in heller Begeisterung unter schwierigsten Umständen aus fernen Ländern herbeigeeilt waren, zur Fahne, und die nach Jahr und Tag zu wilden Hassern und Verächtern unseres ganzen veralteten, rückschrittlichen Systems geworden waren. Nicht die Leiden des

Krieges zerstörten den guten Sinn; der unmoderne Geist, die falsche Behandlung der Massen höhlte alles aus, und als dann noch der ungeheure taktische Fehler in der Wahlrechtsfrage hinzukam, der ein offener Triumph des alten Geistes war, konnte jeder, der ein Ohr dafür hatte, sehr deutlich das drohende Murren daheim wie an der Front klar vernehmen. Es wetterleuchtete bedenklich! — —

Wie die meisten Zeitgenossen glaubte auch ich an eine kurze Dauer des Krieges. Als aber immer neue Aushebungen stattfanden, der Stellungskampf einsetzte und ein Ende nicht abzusehen war, da fing ich an, mich unbehaglich zu fühlen als Heimatkrieger. Im vierzigsten Lebensjahre stehend und als gänzlich ungedienter Mann, meldete ich mich im Frühjahr 1915, nachdem der Feldzug bereits acht Monate gewährt, freiwillig und wurde wegen meiner naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse sofort beim Luftschifferbataillon eingestellt, wo immer neue und neue Fesselballonabteilungen ausgebildet und an die Front geschickt wurden, da sich diese Waffe als außerordentlich wertvoll erwies, um die versteckt aufgebaute Artillerie des Gegners wirksam zu bekämpfen, all seine Maßnahmen aus der großen Höhe zu überwachen und durch Leitung des eigenen Artilleriefeuers zu stören.

Mit vierzig Jahren Rekrut zu sein und sich von nicht immer sehr einwandfreien Unteroffizieren ausbilden zu lassen, ist kein Vergnügen. Ich hatte das Glück, einem sehr verständigen älteren Manne unter die Finger zu geraten, und schließlich stand mir die Sache selbst, deretwegen

ich den grauen Rock trug, viel zu hoch, als daß mich die kleinlichen Kränkungen irgendeines Leuteſchinders hätten tangieren können. Schon damals aber zeigte es ſich, daß es ein ſchwerer Fehler iſt, dreißig- und vierzigjährige Familienväter, Leute, denen der Wind des Lebens ſchon kräftig um die Ohren brauſte, von gänzlich ungeeigneten, zum Teil ganz jungen Leutchen „ausbilden“ zu laſſen und einer Behandlung auszuſetzen, die ſelbſt für Jünglinge unangebracht iſt. Schon hier wurde der Keim gelegt zu ſpäterer Verbitterung. Dieſe „Ausbildung“ war geradezu lächerlich. Die Hälfte der Zeit wurde dazu verwendet, grüßen zu lernen. Man ließ uns vierzehn Tage lang nicht hinaus zu unſeren Familien, weil es eventuell hätte geſchehen können, daß einem Feldwebel oder Leutnant unſer Gruß nicht vorſchriftsmäßig erſchien! Welch eine Kinderei in dieſen ſchweren Schickſalstagen des Vaterlandes! Auf gleicher Höhe ſtand alles übrige. Nach vier Wochen wurden wir bereits ins Feld geſandt, ohne auch nur die primitivſten Kenntniſſe zu beſitzen, und fuhren von der Heimat direkt an die Front. Acht Wochen ſpäter ſteckten wir bereits mittendrin in der ſchweren Herbſtſchlacht in der Champagne, wo es dem Gegner gelungen war, unſere Linien in breiter Front zu durchbrechen. Vom Juli 1915 bis zur Beendigung des Feldzuges war ich ununterbrochen an der Front und kenne all die Sorgen, die Stimmungen, den ſich langſam mehr, und mehr verdichtenden Groll des Mannes im feldgrauen Rock.

Ich will hier den Leſer mit Kriegserlebniſſen verſchonen, mit denen wir ja mehr als vier Jahre bis zur

Unerträglichkeit gefüttert worden sind. Wir wollen froh sein, wenn all das Grausige, Menschenentwürdigende endlich wieder aus unseren Hirnen getilgt sein wird. Ich habe es unendlich viel besser gehabt als Millionen meiner Brüder in den Gräben hüben und drüben, und doch haben diese dreieinhalb Jahre Feldzug untilgbare Furchen in meinem Hirn und Herzen hinterlassen. Sie haben mir das Beste genommen, den trotz aller Übel des Lebens doch immer wieder mit der Schellenkappe des Humors um sich schlagenden Frohsinn und den Glauben an die Menschheit.

Ich fühlte das unnennbare Unglück der Völker aus tiefstem Herzen. Nicht eine Sekunde habe ich einen Haß aufbringen können gegen die Menschen, die uns gegenüberstanden. Was der Franzose Barbusse in seinen überall so beifällig aufgenommenen Kriegsbetrachtungen zum Ausdruck bringt, das war eigentlich ein ganz selbstverständliches Gefühl auch des einfachsten Soldaten bei uns, denn es ist die auf natürlichstes Empfinden aufgebaute Philosophie des armen Teufels, der muß, wie der Gegner muß. Die ganze Armee bestand aus Millionen solcher Barbusse, und merkwürdigerweise waren die einzigen Abweichungen, die ich persönlich fand, immer bei Offizieren oder Gebildeten anzutreffen. —

Unausgesetzt ist all die Jahre in den Mannschaftsquartieren über diese Dinge philosophiert worden. Aber auch über anderes, nämlich über die Zustände rings um uns und in der Heimat. Die Herren im Salon haben von jeher unterschätzt, was die Diener in der Gesindestube denken. Es befanden sich aber in der

Gesindestube da draußen im Felde nicht nur junge und wenig intelligente Burschen, sondern Millionen alter erfahrener Leute, und unter ihnen Akademiker, Kaufleute, Schriftsteller, Künstler, die denn doch recht wohl in der Lage waren, die Dinge kritisch zu sondieren. All diese Millionen aber waren mit ihren Sorgen, ihrem Zorn gegen Ungerechtigkeiten, ihrem Protest gegen tausend Dinge, die an Herz und Ehre rührten, zusammengepfercht in die Zwangsjacke einer Disziplin, die sich auch auf Dinge erstreckte, die jeder innerlich ablehnte. Wäre so etwas Ähnliches dagewesen wie ein Soldatenrat (in bescheidenster Form und selbstverständlich ohne jedes Eingriffsrecht in die Kommandogewalt), unendliches Unheil wäre verhütet worden. Vom ersten Tage an habe ich es als einen schweren Mangel empfunden, daß kein Sicherheitsventil für den Unmut dieser Millionen erwachsener Männer geschaffen worden war. Man verlangte das Höchste von ihnen, verlangte mit Recht in diesem immer schwieriger werdenden Kriege eigenes Denken und Handeln und behandelte sie wie unmündige Kinder. — Ein unerträglicher Widersinn!

Sieben Punkte waren es vor allem, die unausgesetzt böses Blut machten und die Stimmung nach und nach vollkommen verdarben. Der Hochmut namentlich der jungen Offiziere und die als Ungerechtigkeiten empfundenen, viel zu weit gehenden Privilegien des Offiziers. Das Einjährigensystem, das vielfach notorische Dummköpfe emporhob und den begabtesten Leuten aus dem Arbeiterstande den Aufstieg verrammelte. Das Schiebertum in der Heimat, das junge, kräftige Leute vor der

Front bewahrte, das sich die Taschen vollsteckte mit unerhörten Kriegsgewinnen und den Angehörigen daheim durch Wucherpreise den letzten Pfennig abpreßte. Das Treiben der Überpatrioten zu Hause, die mit den Knochen der Männer draußen die Welt erobern wollten. Die reaktionäre Politik, die sich besonders in der Wahlrechtsfrage offenbarte. Die Vergnügungssucht im Lande, die den von der Front kommenden ernsten Mann abstieß, um so mehr als niemand mehr seiner achtete, der abgerissen und nicht zahlungsfähig abseits stand. Zum Schluß aber die immer ungenügender werdende Verpflegung der Truppe gegen Ende des Feldzuges.

Die Heeresleitung hat die Imponderabilien unterschätzt, im neutralen Ausland wie im eigenen Hause! —

Infolge meiner Fachkenntnisse konnte ich mir bei meiner technischen Truppe sehr schnell Anerkennung verschaffen, die manchem Kameraden, der körperlich viel mehr leisten mußte, versagt blieb. Obgleich ich (meinem Lebensgange entsprechend) nicht das so berühmte und berüchtigt gewordene „Einjährige“ hatte, wurde ich wegen einer ganzen Anzahl neuer technischer Mittel, die ich einführen konnte, schnell befördert. Sowohl das Eiserne Kreuz zweiter wie erster Klasse erhielt ich schon als Unteroffizier bzw. Vizefeldwebel. — Immer mehr zeigte es sich, daß dieser Krieg letzten Endes vom Techniker und Chemiker gewonnen wurde, und daß viel zu wenig technisch gebildete Offiziere vorhanden waren. Die Kriegführung wurde derart kompliziert, daß auch der beste Offizier ohne Spezialbildung nicht mehr den Überblick behielt. Es war um so

bedauerlicher, daß den begabteſten Leuten auf dieſem Gebiet jedes Weiterkommen unmöglich gemacht wurde, wenn ſie zufällig nicht das Einjährigenzeugnis beſaßen. Da andererſeits der Offiziersmangel immer größer wurde, ſo kam es, daß wahre Kinder, denen es an allen Ecken und Enden fehlte, zu Offizieren befördert wurden, wobei ſcheinbar der Hauptwert darauf gelegt wurde, daß ſie jene „Bildung“ beſaßen, die ihren höchſten und vollkommenſten Ausdruck darin findet, daß ihre Beſitzer den Fiſch nicht mit dem Meſſer eſſen. Man halte das durchaus nicht etwa für einen Scherz. Das iſt hundertmal vorgekommen, und die unglückſelige Stellung der Feldwebelleutnants, dieſer Vögel ohne Flügel, beruhte geradezu darauf, denn es waren altgediente Unteroffiziere, die früher leider nicht häufig genug in die Lage gekommen waren, an guten Tafeln zu ſpeiſen.

Auch die Geſchichte meiner Offizierwerdung (den Feldwebelleutnant hatte ich energiſch abgelehnt) war eine wahre Odyſſee! Seit Jahr und Tag hatte ich Offiziersarbeit geleiſtet, und ich hatte auch einen Kommandeur, der das durchaus anerkannte und — gleich den Offizieren der Truppe — ſich jede erdenkliche Mühe gab, meine Beförderung durchzuſetzen. Da ich das Einjährige nicht beſaß, ſo weigerte ſich die vorgeſetzte Stelle. Eingaben über Eingaben, in denen meine Verdienſte von meinem Kommandeur in der ſchmeichelhafteſten Weiſe hervorgehoben wurden, denen meine Biographie aus einem angeſehenen Blatt beigelegt wurde, ferner die Bücher, die ich geſchrieben und die doch bewieſen, daß hier das Einjährigenwiſſen längſt überholt ... Es

nützte alles nichts. Der Amtsschimmel (oder soll man sagen: -esel) schüttelte seine langen Ohren. Dem Kommandeur wurde die Sache nach und nach peinlich, besonders da man auch in der Truppe darüber sprach und er mit Recht den Vorwurf fürchtete, daß er nicht genügend für einen Mann, der ihm viel genützt, eingetreten sei. Er versuchte es deshalb immer wieder, bei immer neuen Instanzen, bis zu den höchsten Stellen. Die Akten häuften sich, die Sache schwebte über ein Jahr ... der Amtsschimmel schüttelte die Ohren, obgleich einmal sogar die in militärischen Schriftstücken an eine hohe vorgesetzte Behörde gewiß sehr kühne Bemerkung gemacht worden war, daß der Reichskanzler doch verkündet habe, von nun an solle „dem Tüchtigen freie Bahn" gegeben werden! —

Wenn man bedenkt, daß hier ein Offizier in sehr einflußreicher Stellung (beim Armeeoberkommando einer Armee) unausgesetzt für einen Untergebenen eintrat, den er seit über zwei Jahren kannte und also genau beurteilen konnte, daß es sich bei dem zu Befördernden um einen Mann von mehr als vierzig Jahren handelte, der sich durch seine Arbeiten bereits in der Öffentlichkeit einen Namen gemacht hatte, so wird man sich ungefähr vorstellen können, um wieviel weniger es einem Manne mit minderen Aussichten möglich war, befördert zu werden. —

Natürlich wird mir jeder nachfühlen, daß ich mich als Mann von zweiundvierzig Jahren nach mehreren Jahren Frontdienst weigerte, wie ein Schulknabe noch einmal Vorbereitungen für ein Einjährigenexamen zu

treffen und lieber auf die hohe Ehre verzichtete, die so vielen Jüngelchen ohne weiteres zuteil wurde, die nicht in der Lage waren, die von mir geleisteten Dienste zu verrichten. Endlich aber ließ die pekuniäre Lage meiner Familie das nicht mehr zu, und ich sah nicht ein, weshalb ich auf eine Besoldung verzichten sollte, die der Staat unmündigen Milchbärten gewährte, die für niemand zu sorgen hatten. Dem Rate meines Kommandeurs folgend, fuhr ich also eines Tages nach Antwerpen, wo seit Jahrzehnten ein vorzügliches deutsches Gymnasium bestand, und machte dort vor einer Kommission mein Examen, worauf denn die so bewiesene ungeheure Fülle von Weisheit dadurch anerkannt wurde, daß die Beförderung zum Offizier umgehend erfolgte. —

Es war doch ein höchst komisches Gefühl, so als Zweiundvierzigjähriger abermals auf der Schulbank zu sitzen, vor den Lehrern seine Sprüchlein aufzusagen und seine schriftlichen Arbeiten, den deutschen Aufsatz, die englische und französische Übersetzung und die mathematischen Aufgaben abzuliefern. Aber die verständnisvolle, das Humoristische der Situation voll würdigende Art des vortrefflichen Leiters der Anstalt half darüber hinweg. Lächeln mußte ich dennoch, als mich die junge Lehrerin für Chemie (sie hätte meine Tochter sein können!) fragte, ob ich wüßte, was Spektralanalyse sei. Ja, ich wußte es, denn ich hatte ein Jahrzehnt vorher ein ganzes Buch über die Spektralanalyse der Gestirne geschrieben! — Dagegen sah es mit dem Englischen böse aus, und meine Übersetzung der Lebensbeschreibung des James Watt war derart „frei“, daß

sich dieser Erfinder der Dampfmaschine wahrscheinlich heftig dagegen verwahrt haben würde, ein solches Leben geführt zu haben! Dennoch bin ich der Ansicht, daß Deutschland den Krieg auch verloren hätte, wenn meine Leistungen im Englischen besser gewesen wären. —

Grundfalsch ist es nun, für all diese Zopfigkeiten, für die Mißstände innerhalb der Armee das Offizierkorps in seiner Gesamtheit verantwortlich machen zu wollen, wie es jetzt geschieht. Die erbärmliche Offizierhetze, die bei Ausbruch der Revolution einsetzte, macht dem Proletariat keine Ehre. Zuviel höchst dunkle Gestalten haben da aus sehr durchsichtigen Gründen ihrem Haß gegen alles, was berechtigte Manneszucht und Disziplin heißt (ohne die Millionenarmeen nicht zu leiten sind), die Zügel schießen lassen. Gewiß hat es unter den dreimalhunderttausend Offizieren Schädlinge, selbst erbärmliche Subjekte gegeben, ein anderer Teil war zu jung und unreif. Vergessen wir aber nicht, daß der Prozentsatz der gefallenen Offiziere außerordentlich viel höher ist als der der Mannschaften, daß sie gleich uns ihre schönsten Jahre draußen opferten, Hunderttausende in eine ungewisse Zukunft voller materieller Sorgen zurückkehrten! Vieles war falsch, war vollkommen überlebt. Nicht der einzelne ist dafür verantwortlich zu machen. Ein Jahrhunderte altes, verknöchertes System trug die Schuld, innerhalb dessen der einzelne ein Sandkorn ist, das zermahlen wird, will es sich anders drehen als die Speichen des riesigen Rades.

Und noch eins! Haben nicht Tausende von Unteroffizieren, Tausende von Mannschaften, die an besonders

dafür geeigneten Posten standen, sich schamlos vergriffen an dem, was ihren Kameraden zustand?! Es prüfe sich einmal jeder ehrlich, ob bei der allgemeinen Offizierhetze nicht doch ein beträchtlicher Prozentsatz jenes „Revanche"gefühls mit unterläuft, das wir nun mal gegen Leute empfinden, denen wir jahrelang gehorchen mußten, in Lagen, da das Gehorchen besonders schwer fällt! Wie traurig es aber um die Disziplin aus eigenem Willen bestellt ist, das haben wir, die wir den Rückzug mitgemacht haben, als alles zusammenbrach, wohl erlebt! In dem Augenblick, da die Offiziere nahezu vogelfrei wurden, und jeder kleine und niederträchtige Pinscher alte und verdiente Offiziere wie dumme Jungen behandelte, da begannen jene für jeden aufrechten und anständig denkenden Mann, er sei nun Konservativer oder Kommunist, beschämenden Räubereien, Plündereien, Zügellosigkeiten, vor denen sich selbst unsere Feinde verächtlich abwandten. Das waren Tage, an denen auch der überzeugteste Sozialist sich fragen mußte, ob denn unser Volk überhaupt reif sei für die große Umwälzung, die nun begann. Ich schämte mich vor meinem Kommandeur, vor meinen Kameraden, mit denen ich so oft über den Sozialismus gestritten hatte, die ich so oft als Rückschrittler bekämpft, die mich so oft als Idealisten verspottet hatten, der den moralischen Tiefstand der Massen nicht erkennen wolle... Sie schienen recht zu behalten! —

Im letzten halben Jahre gehörte ich als Offizier in einer Adjutantenstellung zum weiteren Stabe jener Armee, bei der am 15. Juli 1918 die große Wendung

zum Niedergang begann. — Aus Hunderten von Geheimbefehlen und aus eigenem Erleben war ja dem tiefer Blickenden längst die immer bedrohlicher werdende Lage klar geworden, die besonders durch den immer kritischer werdenden Mangel an Material und durch Mangel an Armeereserven praktisch zum Ausdruck kam. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen man den dann immer deutlicher werdenden Zusammenbruch aus dem Nebel der Ereignisse hervortreten sah. All diese ungeheuren Opfer, all diese Leistungen geistiger und physischer Natur waren umsonst dargebracht. —

Und inmitten dieser seelischen Qualen, in dem Chaos des Rückzuges, wo schon alle Verbindungen zwischen Truppe und Führung rissen, sauste als ein Axthieb die Nachricht auf uns nieder: „Ausbruch der Revolution!“

Da stand ich nun, der sozialistische Offizier, der einstige Proletarierjunge, der frühere Arbeiter, der jahrzehntelang dieses veraltete rückschrittliche Preußentum bekämpfte. Nun war es so weit, nun kam die große Umwälzung, nun kam die Befreiung, nun wehten daheim die roten Fahnen, und unter den Klängen der Marseillaise setzten sich Arbeiter- und Soldatenbataillone in Marsch, „der Bahn, der kühnen, folgten sie, die uns geführt Lassalle ...“ Nun juble, juble!! —

Ich lief wie im Fieber umher, jeder Nerv an mir zitterte. Schon bildeten sich Soldatenräte um mich her. Alte Kameraden, die mit mir in jenen Junitagen 1915 als Gemeine ins Feld gerückt und denen ich nun schon lange Kamerad und Vorgesetzter zu gleicher Zeit war, kamen und fragten, ob ich als Offizier in einen solchen

Soldatenrat mit eintreten würde ... Alles wankte. Juble, die neue Zeit ſteigt auf, „der Freiheit Morgenröte!“

Ich konnte es nicht! Ich ſah den furchtbaren Niederbruch des Vaterlandes, des ausgeſaugten, ausgehungerten Landes, das trotz aller ſeiner Schattenſeiten doch die Heimat war, das Land der Schiller und Goethe, der Kant und Helmholtz, das ſich gegen eine Welt gewehrt und ausgehungert zuſammengebrochen war. Hinter den flatternden roten Fahnen ſah ich die hämiſchen Geſichter unſerer Gegner. Ich ſah ſchon zügelloſe Horden in den Etappenorten plündern, ſchon jene Hyänen der Revolution, die Beute witterten. Der Umſchwung, auf den wir ein Menſchenalter gehofft, er kam in einem Augenblick, wo er die letzten Stützen zerſchmetterte, die das Land vor dem vollkommenen Ruin bewahrten. Der irre Doppelſinn des Lebens, den einſt ſchon Wallenſtein angeklagt, er zerſtörte auch hier Glauben und Hoffen.

Einer besseren Zukunft entgegen

Wir alle „sind zitternde Vöglein im Weltenbaum", über den das Gewitter der Lebensnot grollend hinwegzieht. Auch ich bin hundertmal vom geraden und rechten Wege abgewichen, bin ein runder Kiesel geworden, den der Bach der Alltäglichkeit abschliff, einer, der auf seine Fahne schrieb: „Dem Wahren, Schönen, Guten" und ein Lebenslümpchen wurde wie die Millionen anderen. Dennoch wolle man mir gestatten, am Schluß dieser biographischen Notizen der kranken Menschheit den Puls zu fühlen und von ihrer Heilung zu sprechen. Wer, wie ich, aus der Tiefe aufstieg, in allen Schichten sich bewegte, bald im wilden Strudel der Arbeit und des Lebens, bald im klaren See philosophischer Betrachtungsweise, um eine Weltanschauung rang, darf vielleicht mehr Anspruch darauf machen als so viele, die heute gestikulierend auf der Tribüne des Tages stehen.

Eine Umwälzung geht durch die Welt, die unendlich viel größer ist als die zur Zeit der großen französischen Revolution. Alle, auch die im Geiste Ärmsten, fühlen, daß ein Neuaufbau kommen muß, Unerhörtes geschehen muß, um so Unerhörtes, wie es die Welt erlebte, nicht wiederkehren zu lassen. Wer will es machen, und wie soll es gemacht werden? — —

Ich habe in diesem Buche ja deutlich genug zum Ausdruck gebracht, daß ich der alten sozialdemokratischen Partei angehöre und in der Verwirklichung ihres Programms den Weg sehe, zu größerer sozialer Gerechtigkeit und zu einer ganz allgemein besseren Zukunft zu gelangen. Aber nur unter einer Bedingung, nämlich der, daß es gelingt, bessere, edler empfindende, gerechter denkende Menschen zu erziehen!

Hier, und nirgend anders, liegt der Angelpunkt für die Zukunft der Welt! Mehr Aufklärung, mehr Bildung, mehr ethische Kultur!

Man werfe doch einen Blick auf die so viel gerühmte Kultur der letzten Jahrzehnte! Oberflächlichkeit, Genußsucht, Geldgier, der Hang zum Wohlleben ohne Pflichten hatte immer weitere Kreise erfaßt. Konnte es anders kommen, als es kam, wenn wir in Zuständen lebten wie diesen?

Es gehörte die Kunst eines Abraham a Santa Clara dazu, um der Zeit den Spiegel vorzuhalten. Die Bewertung der Menschen ging überhaupt nur noch davon aus, wieviel sie verdienten, wie mehr oder minder prunkvoll ihre äußere Lebenshaltung war. Nicht nur in den Kreisen, in denen man sich gegenseitig nach der Größe der Villa oder dem Wert der Perlenkolliers taxierte, sondern auch im Arbeiterstande, wo der Sonntagsanzug, der Teppich und die Stutzuhr zu Wertmessern wurden. Das rein Geistige, das Reinlich-Ehrliche wurde nur noch theoretisch verehrt. Mehr zu scheinen war zu einer Allerweltssucht geworden. Mit gemieteten Equipagen und

Saloneinrichtungen operierten verwegene Lebenskünstler; der kleine Friseurgehilfe mußte Sonntags den „Frafen“ markieren, die kleine Arbeiterin verwandte einen großen Teil ihres Verdienstes darauf, um zu verdecken, daß sie ehrliche Arbeit leiste, und wollte unter allen Umständen der viel tiefer stehenden, brillantenbehangenen Nichtstuerin des Kurfürstendammes gleichen.

Man studiere die Zeitungen eines Jahrzehntes, man lese die Gerichtsverhandlungen, man vergleiche, welche Bücher am meisten gekauft, welche Theater am meisten besucht wurden, welche Stücke Hunderte und Hunderte von ausverkauften Häusern erzielten; man sehe sich die schandbare Jugendlektüre an, die den Nachwuchs vergiftete, wie rohe Kraftmeierei die Gesundquelle des Sportes verdarb, und man wird finden, daß auch am Ende dieser Serie das „Débâcle“ Zolas stehen muß, die Quintessenz seiner Schilderung der Familie Rougon-Macquart.

Emporkömmlinge, Proletarier von gestern, legten mit der roten Krawatte ihre Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in den Kasten, schoben sich empor und waren ärgere Bedrücker ihrer Angestellten als der blaublütigste Industriebaron. Profitgier verhärtete die Gemüter und übertönte das Gefühl für Recht und Billigkeit.

Auch die große Prüfung unseres Volkes brachte keine Besserung. Während draußen das Schwerste ertragen wurde, der Tod das junge Deutschland wie Gras mähte, steckte sich zügellose Habsucht daheim die Taschen voll.

Der Facharbeiter, der selbst soeben noch an der Front das Leid erlebt, den Krieg verwünscht, erhoffte mit zynischer Offenheit als Reklamierter bei hohem Verdienst noch lange Granatenmonate! Während Waisen und Witwen in wildestem Schmerz und in bitterster Armut in den Kammern saßen, tobte nebenan bei Wein, Weib und Gesang Seine Teuflische Majestät, der Lebensmittelwucherer.

Solange die Menschheit in all ihren Schichten so wenig Sinn für das Wahre, Schöne, Gute, für tiefste Menschenpflicht und edelstes Menschenrecht aufbringt, hilft uns keine Partei, von den Konservativen bis zu den Spartakiden, denn schlechte Menschen können auch mit den besten Dingen nichts Gutes wirken, und gute Menschen werden selbst bei schlechten äußeren Verhältnissen noch Erträgliches leisten. Darum erscheint mir der wichtigste Teil unserer Aufgabe der, der neuen Generation durch eine sorgfältige Erziehung in jeder Hinsicht die Grundlagen zu einer besseren Zukunft zu schaffen. Gute Schulbildung, Fortbildungsschulen, in denen vor allen Dingen auch die Grundzüge der Nationalökonomie, der Soziologie gelehrt werden müssen, sind das erste Erfordernis. Aber nicht Wissen allein kann uns helfen, auch Herzensbildung, Ethik muß hinzukommen. Morallehre und Religion müssen hier eingreifen, eine Religion, die frei ist vom dumpfen Geist der Unduldsamkeit, eine Morallehre, die eine feinsinnige, großzügige Weltanschauung vermittelt. Gelingt es, den kommenden Generationen diese tiefere Geistes- und Herzensbildung zu verschaffen,

dann wird die Welt schöner und reicher erblühen für alle unsere Volksgenossen.

Ein Ziel, des Schweißes der Edelsten wert! Und darum auf ans Werk:

„Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen!“

Inhalt

Vorwort 7
Aus der Jugendzeit 11
Als junger Arbeiter 29
Per aspera ad astra 47
Eine gefährliche Klippe 64
Die große Wendung 79
Der Weg zum volkstümlichen Schriftsteller . 93
Auf der Universität 108
Als Gemeiner und Offizier im Weltkriege 120
Einer besseren Zukunft entgegen 137

*

Von

Bruno H. Bürgel

erschien ferner im Verlag Ullstein, Berlin

Aus fernen Welten

Eine volkstümliche Himmelskunde

*

Gespenster

Ein spiritistischer Roman

*

Im Verlag Dürr & Weber G. m. b. H., Leipzig

Du und das Weltall

Ein philosophisches Weltbild

*

Ullstein A. G.
Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Berkeley
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA · LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA